

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Text]

[urn:nbn:de:bsz:31-261893](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-261893)



Glückvertheilung

am
Neujahrstage.

Das neue Jahr bestieg den Thron,
Das Weltall zu regieren,
Und hoch und Nieder wollte schon
Dem Herrscher gratulieren.

Er aber sprach: „Mir frommt kein
Glück,
Dem stolzen Weltgebieter;
Auf Euch fällt Euer Wunsch zurück;
Nehm't hin des Lebens Güter!“

Er hält ein Sülthorn in der Hand,
Voll von des Glückes Gaben,
Und leert es aus auf Leut und Land,
Daß Alle sattjam haben.

Da hub ein reges Leben an,
Ein Kämpfen um das Beste;
Der Starke siegt; der schwache Mann
Begnügt sich mit dem Reste.

Der Eine greift nach Geld und Gut,
Daß sich sein Reichthum mehre;
Ein Andern wählt gesundes Blut,
Ein Dritter Ruhm und Ehre.

Da selbst die edle Wissenschaft,
Das Hoffnungsglück des Frommen,
Der Liebe Gunst, des Glaubens Kraft,
Ward alles fortgenommen.

Und noch sieht man in gier'gem Wahn
Das Volk den Thron umwogen;
Ja immer wilder stürmt's heran,
Von Habgier beigezogen.

Der weise Herrscher aber spricht:
„Was ich zuerst bescherte,
Stillt dauernd Euren Glücksdurst nicht,
Ist nicht von höchstem Werthe.“

„Legt Eure Gaben wieder hier
Vor meinem Throne nieder,
Und nehm't Zufriedenheit dafür,
Das köstlichste der Güter.“

Noch keiner war zum Tausch bereit,
Als er das Wort vernommen,
Und dachte: die Zufriedenheit
Wird schon von selber kommen.

So stahl sich Jeder scheu davon
Mit seiner Glückesgabe;
Nur blieb noch übrig vor dem Thron
Ein Völklein ohne Habe.

Der Herrscher sprach: „Ihr seid es werth,
Mit Euch hab' ich Erbarmen;
Zufriedenheit sei Euch beschert:
Sie ist das Glück der Armen.“

Zengerte.

Ein Jubiläum.

Wieder spricht der Hausfreund bei seinen Lesern vor und bringt ihnen für das neue Jahr aus treuem Herzen seine besten Wünsche dar. Möge das drei- undachtzigste Jahr dem freundlichen Leser nur Gutes bringen, und möge uns allen, unserm lieben Vaterland und der ganzen Menschheit alles fern gehalten werden, was Friede, Freude und wahres Menschenglück zerstören könnte.

Ja, wer vermöchte vorauszuschauen, was das dreiundachtzigste Jahr alles bringen wird! Wir können freilich Vieles vorausberechnen: wie die Sterne laufen und die Festtage fallen, wann die Sonnen- und Mondsfinsternisse eintreten und wie die Planeten zu einander stehen werden. Aber wie unser bißchen Leben laufen wird, welche Freuden- und Trauertage mir oder Dir, geliebter Leser, beschieden sind, was für Umstände im eigenen Haus und draußen in der Welt, bei Völkern und Potentaten zusammen kommen werden — das hat noch kein Kalendermacher vorausgeschaut, noch ausgerechnet; wir müssen es eben hinnehmen, wie Der es werden läßt, der in seiner Hand die Schicksale der Menschen hält. Zurückblicken, das können wir und uns erkundigen, was vor hundert, zweihundert und dreihundert Jahren die drei- undachtzigste Jahre gebracht haben, und da gäbe es viel zu berichten von merkwürdigen Menschen und Dingen und Zeitläufen. Aus all diesen geschichtlichen Ereignissen greifen wir für unser 83er Jahr nur ein einziges heraus, ein Jubiläum, das jeder gute Deutsche und jeder rechte Menschenfreund, wenn er auch kein Deutscher ist, mitfeiern muß. Der Leser denkt vielleicht an den vielen guten Markgräfer, der im Jahre 1783 gewachsen, oder an den Friedensschluß, durch welchen im selben Jahre der Freiheitskrieg der Nordamerikaner zum guten Ende gediehen ist — man mag auch daran denken. Die Hundertjahrfeier aber, die der Hausfreund meint, ist wichtiger als ein gutes Weinjahr und geht uns viel näher an, als die Vereinigten Staaten von Nordamerika: sie gilt **der Aufhebung der Leibeigenschaft durch Markgraf Karl Friedrich.**

Leibeigenschaft! Wie viele unter den heute lebenden Menschen kennen das Wort, wissen etwas von der Sache? Um so gründlicher haben unsere Urgroßväter das Wort gekannt und die Sache nicht minder; denn auf Schritt und Tritt ist sie ihnen in den Weg gekommen, jeden Tag und jede Stunde in großen Dingen und in kleinen. Weitans die Mehrtheit der Bauersleute, auch die Bewohner von vielen kleinen Städten waren

Eigenthum eines Fürsten, eines Klosters oder irgend eines großen oder kleinen Herrn, das heißt, sie hatten kein anderes Recht, als auf der Welt zu sein, aber nicht für sich, sondern für ihren Gutsherrn. Am frühen Morgen erhebt sich der leibeigene Mann von seinem harten Lager und schaut hinauf an den dämmernden Himmel und denkt: heute endlich wird das Wetter recht und ich werde meine paar Garben gut heimbringen — er hat noch nicht die Mehlsuppe verzehrt und schon steht der Frohnbote da und ruft ihn zur Arbeit auf das Feld des Gutsherrn. Der hat auch schon lange auf gutes Wetter gewartet und der Leibeigene muß nun für die Herrschaft fröhnen, drei, vier, fünf Tage in der Woche — was aus seinem eigenen bißchen Korn wird, das er auf einem kleinen, vom Gutsherrn ihm zugewiesenen Aeckerlein baut, das kümmert niemand, der Herrendienst geht vor. Oder im Winter: in der Herrentenne ist es ausgedroschen; der leibeigene Mann meint für sich etwas arbeiten zu können — der Frohnbote ruft ihn ab; dem gnädigen Herrn beliebt es heute, eine große Jagd zu halten, da braucht er Treiber; — dazu sind die Leibeigenen gut, und hinaus geht es, in den winterlichen Wald; in Schnee und Reif müssen sie sich durch Holz und Gestrüpp durcharbeiten, mit dem Stecken auf die Büsche klopfen und schreien: Ho do! ho do! bis sie heiser sind. Und wenn Halt gemacht wird und die Jagdherrn sich an leckerer Speise und feurigem Wein laben und sich vergnügen am Jägerlatein, da stehen die leibeigenen Männer in gebührender Entfernung mit blauegefrorenen Gesichtern und verflamnten Händen und hüpfen bald auf dem rechten Bein, bald auf dem linken und schlagen die Hände unter, um die Wärme zu bekommen, die das dünne Wams nicht geben kann, und stillen ihren Hunger mit rauhem Brod und halten es für eine Üppigkeit, wenn sie ein Stücklein Speck oder einen Schluck Schnaps dazu haben. Und dann geht die Jagd weiter bis zum Abend; die Treiber werden heimgeschickt ohne Dank und ohne Lohn, und das erlegte Wild wird von einem Leibeigenen ins Herrschaftshaus geführt, der heute lieber ein Wägelin Holz eingethan oder einen Fuhrlohn mit dem Kößlein verdient hätte. — Es war schon hart genug für ihn, daß er über dem Herrendienst so oft die Arbeit seines kleinen Gütchleins versäumen mußte; noch empfindlicher aber war es, daß er auch die Frucht seiner Haus- und Feldarbeit mit dem gnädigen Herrn theilen mußte. Von allem, was er in Feld und Garten pflanzte, mußte er den Zehnten geben; denn dem Herrn gehörte Grund und Boden. Wenn die Hausfrau bis in

die späte Nacht am Spinnrad sitzt, so weiß sie, daß das beste Stück Leinwand nicht in ihren Kasten kommt, sondern der Herrschaft gezinst werden muß; sieht sie an ihrem einzigen Bienenstock in der Maienzeit die Thierchen fleißig eintragen — der zehnte Waben gehört der Herrschaft; sperrt sie ihr Federvieh in den Stall, so muß sie überschlagen, ob sie auch genug hat, der Herrschaft die schulbigen Fastnachtshühner, Halsshühner,

Leibshühner,
Gauhühner,
Herbhühner,
Rauchhühner,
Boatshühner,
Holzhühner,
Laubhühner,
Weidhühner,
Bubenhühner

u. Gott weiß, was für Hühner noch liefern zu können; muß doch für jeden kleinen Nutzen, Waldstreu u. für Leesholz gezinst werden. Wenn man sagt, umsonst sei der Tod, so hat das für Leibeigene nicht gegolten. Wenn so einer starb, holte die Herrschaft das schönste Stück Vieh aus dem Stalle. Und das war alles so rechtens.

Überdies hatten die Herrschaften auch ihre Launen, wie jener Baron, dem die Bauern für ungestörten Schlaf sorgen mußten, indem sie die Frösche im Schloßteich mit Ruthen hieben ins Wasser peitschten, damit ihnen das Quacken verging, oder jene Gräfin am Oberrhein, welche die Bauersleute von der Erntearbeit weg, aufbieten ließ, daß sie Schneckenhäuslein sammelten, um Garn darauf zu wickeln. Ueberdies mußte sich jedes Herrschaftschreiberlein, das einen Briefboten oder ein Fuhrwerk brauchte, das Recht an, die Leibeigenen in Bewegung

zu setzen. Es war ein langes, armseliges Leben, das die Leibeigenen fristeten; aber es war immerhin ein Leben, und Hungers gestorben sind die Leibeigenen nicht, wenigstens nicht in den gewöhnlichen Zeitläufen. Aber zu einem ordentlichen Menschenleben gehört denn doch mehr, als nur Sattessen und Trinken. Wer sich damit zufrieden gibt, der steht nicht hoch über'm lieben Vieh. Der Mensch fühlt es in seinem Innern,

daß unser Herrgott ihm persönliche Rechte verliehen hat. Die will er ausüben; kann oder darf er das nicht, so hält er sich für erniedrigt und entwürdigt. Das war der Fall des Leibeigenen.

Eigenthum durfte er nicht haben; was er hatte, gehörte der Herrschaft. Der Grundherr arbeitete mit den Händen der Leibeigenen; aber verdauen that er für dieselben mit seinem eigenen Magen. Wollte der Leibeigene einen Beruf wählen für sich oder seiner Kinder eines;

wollte er freien, oder einen Sohn oder eine Tochter verheirathen: der Gutsherr mußte seine Erlaubniß geben. Wollte er über erlittenes Unrecht vor Gericht klagen, der Gutsherr mußte es an seiner Statt thun; sollte er Zeugniß ablegen, so galt das nichts gegen das Zeugniß eines Freien. Summa Summarum: Dem Leibeigenen waren die einfachsten und unerläßlichsten Menschenrechte vorenthalten, und er stand in der That kaum besser als ein Hausthier. Nun wird der geneigte Leser sagen, wenn der Mann solch ein Hundeleben hat, warum



Karl Friedrich, Markgraf von Baden.

geht er nicht fort in die weite Welt? Leicht gesagt, aber schwer gethan. Er darf gar nicht fort gegen den Willen seiner Herrschaft, und wenn diese den Abzug erlaubt, so bleibt von dem bißchen Vermögen, das der Leibeigene vielleicht erhungert und erschunden hat, ein gutes Stück in den Händen des Gutsherrn. Und wohin soll er ziehen? Wo er hin geht, streckt ein Herr die Hand nach ihm aus — höchstens wenn er in einer Stadt als Hintensaß ankommen kann oder den bunten Rock anthun und Soldat werden will.

Was für Menschen solche Leibeigenen mit der Zeit werden mußten, mag der freundliche Leser selbst ermeßen. Vor bald dreitausend Jahren hat ein weiser Mann gesagt: Die Hälfte der Mannhaftigkeit ist dem verloren, dem die Freiheit genommen ist, und das hat sich an den Leibeigenen bewährt, so lang die Leibeigenschaft in ihrer ärgsten Gestalt gedauert hat. Die armen, geknechteten Leute konnten nicht anders als feig, stumpfsinnig und niederträchtig werden. Sie haben ihr Feld gebaut, ihre Arbeit gethan und dabei kaum mehr gedacht, als die Hausthiere, die sie an Pflug und Egge spannten. Wozu hätten sie es auch anders machen sollen? Wozu etwas Besseres lernen, wenn sie ja doch nicht für sich, sondern nur für ihren Herrn leben durften? Wozu nach etwas Höherem streben, wenn es ihnen verwehrt war, in den Kreis derjenigen zu treten, welche die Menschenrechte für sich allein in Anspruch nehmen durften?

Der freundliche Leser wird wohl fragen, wie das Alles so geworden ist? Wie von der alten, freien deutschen Bauernschaft im Lauf der Zeiten der größte Theil in den Stand der Leibeigenen herabgedrückt wurde, läßt sich nicht so kurz sagen. Es ist eine lange und traurige Geschichte von Leichtsinne und thörichtem Treiben der Bauern, und von Eigennutz, Selbstsucht, Hinterlist und Gewaltthat der Herren.

Vor hundert Jahren war es an vielen Orten für die Leibeigenen besser geworden. Nicht wenige Herren behandelten wirklich in edlem Sinn ihre Eigenleute menschlich und waren bestrebt, deren Loos zu verbessern. Besonders im Badner Land war das Härteste allmählich in Abgang gekommen, und die Leibeigenen waren nicht schlechter daran, als die kleinen Leute in den Städten; Sie durften eigene Grundstücke besitzen, dieselben verkaufen und vererben; sie konnten ihre Söhne ein Handwerk lernen oder sogar studieren lassen. Von der alten bösen Zeit waren nur die Abgaben geblieben; diese hatte man aber durchweg in mäßige Geldleistungen umgewandelt. Doch alles das war am Ende nur von heute auf morgen; denn das Recht der Herren

an die Leibeigenen bestand noch, wenn auch gute Herren nur einen maßvollen Gebrauch davon machten. Aber es konnten auch wieder schlimme Herren und böse Zeiten kommen, und dann wären die Leute noch übler daran gewesen, als ihre Väter und Großväter, welche die besseren Zeiten nicht gesehen hatten. **Markgraf Karl Friedrich**, dem das Wohl seiner Untertanen am Herzen lag, wie keinem zweiten Fürsten jener Zeit, beschloß, die Leibeigenschaft in seinem Lande vollständig aufzuheben. Manches Jahr hatte er über die Sache nachgedacht; denn sie war nicht so gar einfach, wie man meinen sollte. Die Abgaben, welche von den Leibeigenen an die Staatskasse entrichtet wurden, beliefen sich jährlich auf 100,000 Mark. Das kommt dem freundlichen Leser vielleicht geringfügig vor; denn wir in unserer Zeit rechnen im Staatshaushalt nicht mehr nach Tausenden, sondern mit Millionen und Milliarden, und um 100,000 Mark schaut eine große Stadt wie Karlsruhe oder Mannheim gar nicht mehr um; vor 100 Jahren aber war das anders. Die Einkünfte der badischen Markgrafschaft betragen nicht ganz 3 Millionen Mark und da sind 100,000 Mark mehr oder weniger schon ein Posten, der ins Gewicht fällt. Aber für den edlen Karl Friedrich war es gleichwohl keine Frage; die Leibeigenen sollten frei sein; es sollte dafür gesorgt werden, ihnen ein menschenwürdiges Dasein zu verschaffen. Was an Einkünften dabei verloren ging, wurde durch eine weise Sparsamkeit ausgeglichen, und war zugleich eine Ausfaat, welche reichliche Früchte brachte. Denn ein freier Mann, der weiß, daß er für sich und die Seinigen arbeitet, rührt sich ganz anders, als ein stumpfsinniger Sklave; und kommt er dadurch zu größerem Wohlstand, so wird auch der Reichthum des Landes größer. „Reicher Bauer, reicher Fürst“, hat Karl Friedrich gesagt, und hat damit Recht gehabt. Und so erließ der Markgraf am 23. Juli 1783 das Generalrescript, durch welches in den badischen Landen für alle Zeiten die Leibeigenschaft abgethan wurde. In der ganzen Markgrafschaft war Freude und Jubel darüber. Zahlreiche Abordnungen gingen nach Karlsruhe, um ihrem edeln Fürsten den Dank des Landes auszusprechen. Dies gab dem Markgrafen Veranlassung, in folgendem Erlaß, den er eigenhändig niederschrieb, dem ganzen Volk die Grundzüge darzulegen, nach welchen er sein Land regierte.

Meine Antwort

auf die Dankfügungen des Landes nach Aufhebung der Leibeigenschaft und einiger Abgaben.

Daß das Wohl der Regenten mit dem Wohl des Landes innig vereinigt sei, so daß beider Wohl- oder

Nebelstand in Eins zusammen fließen, ist bei Mir, seitdem ich Meiner Bestimmung nachzudenken gewohnt bin, ein fester Satz gewesen. Ich kann also, wenn Ich Etwas zu dem Besten des Landes thun kann, dafür keinen Dank erwarten, noch annehmen. Was Mich selbst verquält, Mir Beruhigung gibt, Mich der Erfüllung meiner Wünsche, ein freies, opulentes, gestittetes, christliches Volk zu regieren, nähert, dafür kann man Mir nicht danken.

Ich aber habe dem Höchsten zu danken, der Mich die Erfüllung Meiner Wünsche schaffen läßt. Ich glaube gegenwärtigen Anlaß benutzen zu können, um einige Reflexionen und Ermahnungen an die Herzen Derer, die ihnen Eingang geben wollen, legen zu können. Wenn der Satz seine Wichtigkeit hat, daß das Wohl des Fürsten mit dem Wohl des Landes innig vereinigt ist, so daß beider Wohl- oder Uebelstand nur Eines ausmacht, so ist er es aus der Ursache, weil ihr Interesse auf das genaueste verbunden ist, oder mit anderen Worten, weil der Fürst mit dem Lande in genauem wechselseitigen Verhältnisse steht. Nun steht aber ein jeder Bürger des Staates im Verhältniß mit seiner Familie, jede Familie im Verhältniß mit ihrem Wohnort, jede Stadt oder Dorf mit dem Distrikt, der sie umgibt, Amt oder Oberamt, jedes von diesen mit dem Ganzen, das Ganze mit dem Landesfürsten, und dieser wieder sammt seiner Familie und denen, die ihm den Staat regieren, verteidigen, erhalten helfen, mit allen. Jeder Stand, jedes Amt, jeder Bürger sind also in genauer Verbindung und haben nur ein Hauptinteresse in dem Wohle des Ganzen.

So wie nun ein jeder Landesfürst, der seine Pflichten, sein wahres Interesse kennet, und es also mit seinem Volke wohl meint, wünschen wird, ein freies, opulentes, gestittetes, christliches Volk zu regieren, so gereicht es zur wahren Glückseligkeit eines jeden einzelnen Gliedes im Staate, zu der Erfüllung dieses Wunsches das seinige beizutragen und so viel in seinen Kräften ist, und so weit seine Verhältnisse reichen, mitzuwirken. Hier ist also nur eine große Familie, deren Glieder zu einem gemeinen Entzweck verbunden sind. Jedes einzelne Mitglied trägt zum Ganzen bei und nimmt an den Vortheilen des Ganzen Theil.

Will Jemand Antheil an der Freiheit haben, so muß er jeden andern in dem Genuße der seinigen ungestört lassen, weil die Freiheit in dem gesellschaftlichen Leben nichts anders ist, als der freie Genuß unseres Eigenthums unter dem Schutze der Geseze. Es ist also keine Freiheit ohne Geseze, welche den Boshaften einschränken, wenn er schaden, und also der Freiheit seiner Mitbürger zu nahe treten will. Die Freiheit kann also nur für die guten Menschen sein; die Boshaften können sie nicht genießen, weil Böses thun, nicht frei heißen kann. Wenn aber auch die Geseze den Boshaften nicht erreichen können, so würde er doch, wenn er seine Vernunft gebrauchen wollte, einsehen, daß er sich selbst schadet, wenn er Ferrüttung seiner Verhältnisse anstiftet. Ein jedes Verbrechen ist Irrthum, ist Thorheit; eine jede Tugend ist Weisheit. Wer Geseze, Ordnung, Tugend und Religion liebt und zur Richtschnur nimmt, der ist weise, der ist frei; denn er wünscht nur, was ihm Niemand verbieten, hingegen was ihn und andere glücklich machen kann; nichts schränkt ihn ein, er fesselt seinen Nächsten mit Banden der Liebe und des Vertrauens, er fühlt seinen Werth, seine Würde, als Mensch, als Christ, als Patriot.

Der Geist der Freiheit, also verstanden, muß gewiß viel zum Reichthum eines Volkes beitragen, weil da-

durch der Genuß des Eigenthums einem jeden versichert, und der Weg, seine Umstände zu verbessern, geöffnet wird. Die erste Quelle des Reichthums besteht in der Gewinnung der ersten rohen Naturprodukte durch den Acker-, Wein-, Wiesen-, Berg-Bau, Viehzucht, Holzkultur u. s. w. Ohne diese Produkte fehlt es an den ersten Bedürfnissen des Lebens; die Handwerker haben keine erste rohe Materie zu verarbeiten, die Handlung kein Objekt des Handels. Alle Stände sind also dabei interessiert, daß der Naturprodukte viele erworben werden. Denn alsdann ist der Zustand des Landmannes blühend; der Handwerker, der Künstler, der Fabrikant findet Verdienst, der Kaufmann findet Beschäftigung, indem er den rohen und verarbeiteten Produkten durch den Handel einen guten Werth verschafft; der Staat ist reich und blüht, — und sind da abermal alle Interessen vereinigt in Einem, vom Landesfürsten bis zum Hirten. Alle gewinnen durch die Vermehrung der Produktion. Niemand muß also den andern darin stören, jeder vielmehr den andern unterstützen. Der reiche Landmann brüde seinen armen Mitbürger nicht; er sei nicht stolz gegen ihn, er behandle ihn mit Liebe, er gebe ihm Verdienst, suche ihm seinen Nahrungszustand zu verbessern, ihm aufzuhelfen. Der Arme beneide den Reichen nicht, er schäme sich der Armuth nicht. Redliche Armuth ist ehrbarer, als mit Unrecht erworbener Reichthum. Der ehrbare Arme schäme sich nicht, bei seinem wohlhabenden Mitbürger Verdienst anzunehmen. Durch Treue und Fleiß wird er sich Vermögen erwerben. Hier ist Vereinigung der Kräfte zum gemeinen Zweck, Harmonie! Einwohner der Städte! begehrt nicht, dem Landmann die im Schweiß seines Angesichts hervorgebrachten Produkte um geringe Preise abzudringen. Er kann seinen Acker nicht ohne Aufwand anbauen: ein Theil dieses Aufwandes ist Verdienst für euch; aber der größte Theil eures Verdienstes wird mit dem reinen Ertrag des Landes bezahlt, nämlich mit der Summe, welche dem Landmann übrig bleibt, wenn von dem ganzen Ertrage der Culturaufwand abgezogen ist. Diese Summe ist der freicirculierende Reichthum im Staat, wovon alle Stände leben, ein jeder nach dem Maße des Antheils, welchen er mit Recht daran zu fordern hat, oder welchen er durch seine Arbeit erwirbt. Je größer diese Summe, je größer der Wohlstand des Staates, je blühender die Künste, der Handel. Begehret also nicht, daß der freie Handel der Produktionen gehemmt werde; denn so wie sich verhält der Kaufpreis der Produktionen, so verhält sich auch der reine Ertrag. Uebersuß und Unwerth ist nicht Reichthum; Mangel und Theuerung ist Elend; Uebersuß und hoher Werth ist Wohlstand.

Einwohner der Städte, oder vielmehr alle, die ihr Gewerbe und Handel treibt, begehrt nicht durch ausschließende Rechte die Gewerbe und den Handel eurer Mitbürger einzuschränken: ihr schadet euch selber, ihr schadet dem Staat. Die Freiheit ist den Gewerben und dem Handel unentbehrlich; wenn ihr sie andern raubet, so beraubt ihr euch ihrer Hilfe, ihrer Unterstützung, ihres Fleißes. Weg mit allem Reid, mit der Selbstheit, die anderen das veragen will, was sie für sich selbst für nützlich hält. Menschen aller Klassen im Staat, Freunde, Landsleute, Patrioten, freie deutsche Männer, ihr, die ihr einen der fruchtbarsten, gelindesten Himmelsstriche Deutschlands bewohnet, wo ihr schon vor siebenhundert Jahren von Jährlingern, aus deren Blut Ich abstamme, von Generation zu Generation geführt wurdet, vereinigt eure Kräfte mit den Meinen, der ich nun gleich 37 Jahre die Gnade von Gott habe, unter seinem Segen, jedoch nicht ohne Leiden, Schmerzen und Betrübniß, euch vorzustehen, vereinigt euch mit Mir

zum allgemeinen Wohl. Laßt Mich den Trost mit in die Ewigkeit hinnehmen, daß Ich ein an Wohlstand, Sittlichkeit und Tugend wachsendes Volk zurückgelassen habe. Seid fleißig, seid tapfer, liebet euer Vaterland; seid sparsam ohne Geiz; gibt euch Gott Reichthum, so verschwendet ihn nicht in Leppigkeit, laßt den schon eingeschlichenen Lurus nicht weiter einreißen: er schadet noch mehr dadurch, daß er die Sitten verdirbt, als dadurch, daß er der Habseligkeit wehe thut. Seid lieber tugendhaft und arm, als lasterhaft und reich. Erzieheth eure Kinder zur Tugend, lehret sie wahrhaft sein und die Lügen hassen; gehet ihnen mit guten Beispielen vor; es ist hohe Pflicht; Gott forderts von euch, ihr seid es euren Kindern, euch selbst, eurem Vaterland schuldig: sie sind der Segen eures Hauses, die Stütze eures Alters, die Stärke des Staates, wenn sie Tugend, Religion und Ehre kennen. Eine Lehre des ersten, großen Sittenlehrers, der jemals gewesen ist und sein wird, die laßt uns zur Regel unserer Sittlichkeit, unseres Betragens, unserer Nachahmung dienen. Alles was ihr wollt, das euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen, denn das ist das Gesetz und die Propheten. Ein würdiger Gottesgelehrter unserer Zeiten sagt von dieser Regel Folgendes: „Sie ist eure ganze Weisheit, die beste Staatskunst, Fürsten und Regenten, die beste Erziehungskunst, Aeltern! Die weiseste Lehrmethode, Lehrern! Nichts kann Brüderherzen, Freunde an Freunde, Ehegenossen an Ehegenossen fester knüpfen, als diese Regel. Nun aber, meine Freunde, wollen wir dieses durch unsere eigene Menschenkraft, oder vielmehr Schwachheit, vollbringen? Hier muß eine höhere Kraft uns zu Hülfe kommen, oder wir unterliegen. Wir müssen die Stärke der Religion zu Hülfe nehmen, die so allgewaltig in die Herzen der Menschen wirkt, der die ganze Natur untergeordnet ist, weil sie von dem Urheber der Natur ausgeht. Diener des Wortes Gottes, Lehrer der Religion, euch rufe Ich auf, die ihr berufen seid, aus Natur und Offenbarung den geoffenbarten Willen Gottes darzustellen! Seid ihr von der Wichtigkeit eures Amtes überzeugt, so gebraucht seine ganze Stärke, um Gutes zu stiften. Seid ihr von den Wahrheiten und Lehren der Religion überzeugt, durchdrungen, gerührt, so werdet ihr gewiß auch den Weg zu den Herzen eurer Lehrbefohlenen finden und sie rühren. Sind die Herzen gerührt, so kann der Glaube an den erhabensten Stifter der Religion lebendig und der Wille, seinen Lehren und Beispielen zu folgen, thätig werden. Alsdann wird seine Kraft in den Schwachen mächtig werden, und unser Bestreben und unsere Arbeit wird mit Segen gekrönt sein. Alsdann werden wir durch Tugend und Religion der Ehre theilhaftig werden. Sie ist wie Ich glaube, nichts anderes, als Zeugniß unseres Gewissens, daß wir edle Handlungen aus edlen Beweggründen vollbringen. Der Beifall des Publikums ist nur in so weit Ehre, als er mit dem Zeugniß unseres Gewissens, übereinkommt. Der wird aber unsern Nebenmenschen so beurtheilen müssen, wie wir wünschen, von ihm beurteilt zu werden und uns die geheimen Triebe des Herzens nicht bekannt sind, so macht eine jede edle Handlung dem, der sie begeht, in unserem Urtheil Ehre, wenn wir nicht offenbar sehen, daß sein Herz dabei nicht edel dachte. Titel, Rang, Reichthum u. s. f. machen nur alsdann Ehre, wenn sie die Folgen edler Handlungen sind. Gibt uns unser Gewissen Zeugniß, daß wir edel denken und edel handeln, so fühlen wir unsere Menschenwürde so erhaben, daß wir lieber das Leben, als die Ehre verlieren wollen. Möchte Tugend, Religion und Ehre uns zu einem freien, opulenten, gesitteten, christlichen Volk noch immer mehr heranwach-

sen machen. Das ist Mein Verlangen: dieß sind Meine Wünsche!

Karlsruhe, den 18. Sept. 1783.

Carl Friedrich, Markgraf zu Baden.

Seitdem dies geschrieben, sind hundert Jahre vergangen, vieles in der Welt ist anders geworden; das alte deutsche Reich hat aufgehört, das neue ist durch unsern Kaiser Wilhelm aufgerichtet worden; die badische Markgrafschaft ist zum Großherzogthum angewachsen, ein schönes, wohlhabendes Land mit einem braven, gebildeten Volk, von einem Fürsten regiert, der seinem Großvater Carl Friedrich in der Sorge um das Volkswohl naheifert. Aber auch heute noch, wo andere Zeiten, andere Menschen da sind, haben die Worte Carl Friedrichs nichts von ihrem Werth verloren; denn sie sprechen die ewigen Grundsätze aus, von denen das Wohl der Staaten und der Völker abhängt, und je eifriger jeder Mann ihnen gerecht wird, desto mehr wird gut werden, was noch nicht gut ist, und was gut ist, wird noch besser werden. Feiere darum der freundliche Leser den Ehren- und Freudentag am 23. Juli 1883, wenn auch ganz still. Vielleicht macht er's am besten, wenn er Carl Friedrichs Antwort recht aufmerksam liest und beherzigt.

Wahrer Muth.

(Ein Beitrag zur Duellfrage.)

Die Besatzung der kleinen Festung G . . . war so zahlreich, daß in den städtischen Gesellschaftskreisen das militärische Element überwog. Kein Wunder, wenn der bürgerliche Stand unter den soldatischen Vorurtheilen zu leiden hatte. Das Kasino vereinigte die verschiedenen Offiziercorps der Garnison und die Landadeligen der Umgegend und bildete dieses die tonangebende Gesellschaft. Trotz des offenbaren Strebens, nur blaues Blut in den Verein zuzulassen, hatte man doch die Aufnahme einiger Bürgerlichen nicht umgehen können, da sich ohnehin unter den Artillerie- und Ingenieur-Offizieren einige Männer von hervorragender persönlicher Tüchtigkeit befanden. In denselben gehörte der Ingenieur-Lieutenant Winkler, einer der gewandtesten Vertreter seiner Waffe, arm zwar, aber bieder und von scharfem Rechtsgefühl, ein Mann von Geist und Willenskraft. Trotzdem stand er unter den Kameraden ziemlich vereinsamt. Seine Verstandesüberlegenheit, seine Schlagfertigkeit und eine gewisse Unbeugbarkeit des Charakters machten ihn bei den Meisten unbeliebt. Ueberdies stand er im Geruche eines politischen Freidenkers und erlitt deshalb von oben herab eine gewisse mißtrauische Beobachtung, welche ihm durch eine überaus lang-

same Rangerhöhung um so fühlbarer wurde, als er schon vor mehreren Jahren sich verlobt hatte. Seine Braut war die Tochter eines verstorbenen höheren Offiziers, welcher seiner Familie die Verpflichtung hinterlassen, sein Andenken von einer ziemlich bedeutenden Schuldenlast zu befreien. Die Wittve erstrebte mit Hilfe ihres einzigen Kindes dieses Ziel mit allen zu Gebot stehenden Mitteln. Fräulein v. B. . . . konnte eine Schönheit genannt werden. Sie hatte zur Verwunderung und Mißbilligung ihres ausgedehnten Bekanntenkreises mehrere vortheilhafte Partien ausge schlagen, um mit Winkler ein Verlöbniß einzugehen, welches lange aussichtslos schien. Der in der damaligen Zeit so beliebte und verhängnisvolle Ein schub drängte den bald vierzigjährigen Premierlieutenant im Range zurück und legte der Liebe des Paares immer neue Geduldsproben auf.

Endlich schien dennoch eine bessere Zeit heraufzuleuchten. Winkler hatte Gelegenheit gehabt, durch eine glänzende

Arbeit die Aufmerksamkeit einer hohen Persönlichkeit auf sich zu lenken, welche nicht umhin konnte, ihr Befremden darüber auszudrücken, daß ein so begabter Kopf noch immer nur Premierlieutenant sei. So durfte nun der Hauptmannstitel und damit die Beseitigung des hauptsächlichsten Ehehindernisses als gewiß angenommen werden. Das natürliche Resultat dieser günstigeren Sachlage war auch ein besseres Einvernehmen mit den Kameraden. Eine andere Lust wehte Winkler entgegen, wenn er jetzt die Räume des Casinos betrat. Am freundlichsten begegnete ihm eine Persönlichkeit, welche ihm bisher in hohem Grade abgeneigt, ja sogar bisweilen bis zur Verletzung des Anstandes gegangen war. Freiherr v. Farr, so hieß sein Widersacher. Dieser, ein schöner, junger

Mann, Aristokrat bis in die Haarspitzen, erfahren in allen edeln Künsten, ritt, schoß und spielte mit glänzendster Kühnheit. Er war der Liebling der Kameraden, der Abgott der Damen. Man fabelte allerhand von seinem colossalen Vermögen, während andererseits auch Gerüchte von drückenden Schulden über ihn umliefen. Jedenfalls aber blieb er der Held der Gesellschaft, schon deshalb, weil man sich geheimnißvolle Erzählungen von zahlreichen blutigen Duellen über ihn zuflüsterte. Dadurch erschien er in jener Zeit des langen Friedens, welche dem Soldaten keine andere Gelegenheit zur Erprobung seines Muthes bot, im Lichtglanze einer ungewöhnlichen Tapferkeit und Kaltblütigkeit.



Ich bleibe unter allen Umständen meiner Behauptung treu, erwiderte Winkler.

Fest verlief in angenehmer Heiterkeit. Winkler trat zum ersten Male aus seiner starren Haltung heraus. Der ungezwungene Ton des Gesprächs berührte die verschiedensten Saiten. Witze und Erzählungen jagten einander und boten Gelegenheit zu Scherz und Debatte. Auch die berühmten Zweikämpfe des Freiherrn v. Farr blieben nicht unerwähnt und fanden von allen Seiten die lebhafteste und billigendste Bewunderung. Nur der neue Hauptmann hatte dafür kein anerkennendes Wort. Ja Farr, welcher ihn während der Erzählung scharf beobachtete, bemerkte ein leichtes, fast unwillkürliches Achselzucken und eine mißbilligende Miene in seinem sehr ernst gewordenen Gesichte. Er bog sich zu ihm hinüber und sagte artig aber scharf: „Herr Kamerad, darf ich um

Das Hauptmannspatent Winkler's war angekommen, und die Kameraden beschlossen, den Tag mit einer Bowle zu feiern. Winkler konnte sich dieser Aufmerksamkeit nicht entziehen, obgleich er die Stunden lieber in Glücksträumen bei seiner Braut verschwelgt hätte. — Das

die Erklärung Ihres Achselzuckens bitten, das einen Zweifel an der Glaubwürdigkeit meiner Erlebnisse auszudrücken scheint?“

„Es galt nicht Ihnen, Herr Kamerad“, erwiderte Winkler ruhig, „sondern der wahnsinnigen Idee des Duells selbst.“ —

„Das Sie aber doch als zwingende Nothwendigkeit, besonders für den Soldaten, anerkennen werden?“

„Gewiß nicht!“

Farr hatte sich erhoben, seine Blicke durchbohrten den Gegner; seine Stimme zitterte in gewaltfamer Erregung.

„Dem Sie aber doch im gegebenen Falle sich unterziehen würden?“

„Unter keinen Umständen. Der Zweikampf ist ein sehr zweifelhafter Beweis des Muthes; denn, weit entfernt, die wahre Mannesehre zu erproben, besleckt er dieselbe vielmehr durch eine unwürdige Gewaltthat.“

Winkler hatte laut und fest gesprochen.

„Beharren Sie auf dieser Behauptung, auch wenn ich Sie deßhalb „Feigling“ nennen sollte?“ Todesstille war eingetreten.

Es gibt Menschen, deren Charakter an sich schon den Verdacht der Feigheit nicht auskommen läßt. Zu diesen gehörte Winkler; denn keinem der Anwesenden wäre es in den Sinn gekommen, ihn für feige zu halten. Er war leichenblaß geworden; aber sein Auge überflog ruhig die Versammelten, als er mit klarer Stimme sprach:

„Ich bleibe unter allen Umständen meiner Behauptung treu und vertrete unerschrocken ihre Folgen.“

„So nimm, was Du verdienst, Feigling“, rief Farr und schleuderte das volle Glas dem Hauptmann in's Gesicht.

Der Krieger verzeiht Mangel an Muth am wenigsten, trotzdem erhob sich ein Gemurmel der Mißbilligung. Das Gastrecht hätte gewahrt bleiben sollen; aber nun erschien das Duell unvermeidlich. Ein älterer Artillerieoffizier erbot sich Winkler zum Cartellträger.

„Ich danke Ihnen Kamerad“, sprach dieser mit eiserner Stirne und festem Tone; „ich schlage mich nicht mehr, seit ich in wahnsinniger Jugendthorheit durch das Duell ein Verbrechen begangen, das jetzt noch schwer auf meinem Gewissen lastet gleichwie ein absichtlicher Todtschlag.“

Dabei blieb er unerschütterlich, trotzdem wohlmeinende Persönlichkeiten sich alle Mühe gaben, ihn anders zu stimmen. Die Folgen der Verweigerung des Zweikampfes waren für ihn vorausichtlich verhängnißvoll. Stellung, Zukunft und Heirath sanken in Nichts zusammen; seine

besten Freunde verließen ihn, nur das edle Mädchen, welches er sein nannte, blieb ihm treu.

Der Fall hatte allgemeine Aufmerksamkeit erregt und sogar einen Federkrieg in öffentlichen Blättern hervorgerufen. Neben den Vielen, welche die Handlungsweise Winklers verdamnten, gab es doch auch verständige Köpfe, die ihn begriffen und seinen moralischen Muth ehrten, wenn sie ihn auch Angesichts seines persönlichen Nachtheils für unklug hielten. Diese erleichterten ihm den Kampf um einen neuen Lebensberuf; in Anbetracht seiner Kenntnisse und Fähigkeiten fand er bald in der Oberleitung eines Brückenbaues Brod und Stellung. Er hatte das Städtchen G natürlich bald nach seinem gezwungenen Abschied verlassen und war im August desselben Jahres nur auf einige Tage dahin zurückgekehrt, um endlich seine Braut in das neu gegründete Heim abzuholen.

Ein schwüler Augusttag lag über der ganzen Gegend. Man feierte gerade das Geburtsfest des Landesfürsten und die verschiedenen Paraden und Festlichkeiten gipfelten in einem großen Mittagessen, an dem die Spitzen der Civil- und Militärbehörden, das Offizierscorps, sowie die den besseren Kreisen angehörenden Patrioten Theil nahmen. Auch Winkler war durch befreundete, angesehene Persönlichkeiten zur Betheiligung veranlaßt worden und hatte aus verschiedenen Gründen, unter denen seine moralische Furchtlosigkeit wohl obenan stand, gegen die Bitten seiner Braut dem Drängen der Freunde nachgegeben.

Das Festessen wurde in den späten Nachmittagsstunden auf eine schreckliche Weise unterbrochen. Die hochgradige Hitze hatte ein furchtbares Gewitter zusammengezogen. Der Gläserklang wurde von dem prasselnden Rollen des Donners übertäubt, — in fast ununterbrochenem Leuchten blendeten die Blitze. Das Tageslicht verfinsterte sich und es begann ein heftiger Regen zu strömen. Jetzt sank es wie ein dichter Schleier vor den Fenstern nieder; eine rauschende Wassermenge fiel. „Ein Wolkenbruch!“ rief man bestürzt und sprang von den Sitzen auf. Schon schlugen die Glocken in Sturmklängen an. „Das gilt der Vorstadt!“ Alles griff nach Hut, Helm oder Degen, und bald war der Saal geleert.

Winkler gelangte als einer der Ersten auf den Schauplatz der Gefahr. Die damalige Befestigung G . . . 's bestand aus zwei mit Thurm und Mauern gekrönten Bergen, zwischen denen ein mächtiger Fluß ein tiefes Thal durchströmt. Die Stadt zog sich an der höhern Uferseite steil

hinauf. Zugleich wurde der obere Lauf des Wassers durch kunstvolle Canalanlagen so benutzt, daß die Gegend der S.-Vorstadt, der schwächste Punkt der Befestigung, nöthigenfalls durch Ueberschwemmung gegen feindliche Ueberfälle geschützt werden konnte. Diese tief gelegene Vorstadt, welche sich wie ein Keil in das Canal- und Flußgebiet hineinschob, wurde nun von den Launen des reißenden Bergwassers öfter in gefährlichster Weise bedroht. Deshalb war die am meisten ausgelegte Stelle durch einen ziemlich starken Damm unterstügt. Weiter oben befand sich die Mündung eines Abzugscanals, den für gewöhnlich eine breite Schleuse absperrte. Da einige Tage hindurch schon starke Gewitter im Hochgebirge heftige Regengüsse gebracht hatten, so schwoll der Fluß, den man zeitweise fast trockenen Fußes durchschreiten

konnte, sehr an in seinen Ufern.

Jetzt bot er einen unbeschreiblichen Anblick. Die wilden Strudel einer dicken gelben Wassermenge trugen Gegenstände aller

Art: Balken, Bäume, Hausgeräthe und Trümmerwerk. Brausend u. schäumend stürzten die wilden Wogen daher, — der Regen goß noch immer in

Strömen; ein heftiger Sturm peitschte die Fluthen und dazwischen rollte der Donner. Die hohe, steinerne Brücke, welche die Stadt mit dem Vorort verband, ragte kaum noch handhoch aus dem Wasser, das sich schon in die untern Straßen zu ergießen begann. Noch hielt der Damm, ohne den die ganze Vorstadt dem wüthenden Element preisgegeben war; aber da der Fluß bei der Schleuse eine Wendung machte und von da seine ganze Wuth auf den Damm richtete, so fing derselbe, trotz der rastlosen Anstrengungen des nunmehrigen Hauptmanns v. Farr und seiner Pioniere, schon zu wanken an. An diesem so heftig bedrohten Punkte befand sich Winkler. „Das kann nichts helfen!“ rief er mit lauter Stimme, „die Schleuse muß auf — sonst ist hier Alles verloren!“

Farr zuckte die Achseln. „Wer wagt sich da hinüber, — das ist selbst dem Muthigsten unmög-

lich!“ entgegnete er, auf die Wogen deutend, welche durch den Sturz und das Treiben eines ganzen Holzschlages sich unheil drohend dahervälzten.

„Ich wage es, Herr Hauptmann; denn hier gilt es einer echten Muthesprobe — ich fechte heute unser Duell aus!“

Damit war Winkler schon in einen der an dieser Stelle für Wassergefahr bereitliegenden Rähne gesprungen, und ehe noch Jemand aus der aufgeregten, angstvollen Menge seine Absicht begriff, oder sie hindern konnte, zwang der brave Mann mit kräftigem Arm sein Fahrzeug durch die Wellen. Es war ein ergreifender Anblick. Alles stand athemlos. Nach unglaublichen Anstrengungen, oft zurückgeworfen, oft den Blicken entschwunden, aber immer wieder auftauchend und das Boot mit eiserner Gewalt regierend, ge-

lang es Winkler wieder durch ein Wunder die Schleuse zu erreichen, deren Kopf aus den Fluthen schwarz emporragte. Er schwang sich hinauf — nun stand er oben — mit herkulischer Kraft drehte er die Schraube. Jetzt ist es gethan — der Hauptschwall des Wassers ergießt sich in den Canal, — der Damm und mit ihm die Vorstadt



Ich wage es, Herr Hauptmann; ich fechte heute unser Duell aus.

und viele Menschenleben sind gerettet!

Da ertönt ein hundertstimmiger Ruf wie aus einer Brust: der Ketter ist verschwunden — für immer. Der plötzliche, wilde Wassersturz hat ihn hinabgerissen!

Die Wuth des Elementes machte jede Hülfsleistung unmöglich, und ein zweiter Held zum Kampfe mit den Wogen — fand sich nicht! —

Der Rähne reinigt ohne Beben
Die eig'ne Ehr durch fremdes Blut;
Doch wer dem Andern weicht sein Leben:
Nur der hat wahren Helbenmuth.

Wo der Hund begraben liegt.

Beim Lilienwirth sitzen am Samstag Abend ihrer Sieben, der Lilienwirth mit inbegriffen, lauter feste Bürger von Uzlingen beieinander, und hauen gehörig ein. Rehbraten gibl's, geröstete Erdäpfel und Salat. Der Lilienwirth gibl's

Essen gratis; die Gäste aber halten ihn im Wein frei und lassen sich nicht lumpen.

Freilich der Schreinerkasper, der die ganze Herrlichkeit gestiftet hat — er wildert unter der Hand ein wenig, nicht aus Armuth, sondern aus Passion — der sitzt nicht am Tisch, sondern mit verbundenem Kopf abseits hinten im Eck des alten Kanapees. Er hat sich eben zwei Zähne ausreißen lassen, sagt er, und hat doch noch kanibalisches Zahnweh, u. morgen müssen noch 2 oder 3 heraus, eher bekomm' er keine Ruh', sagt er.

Mit dem Rehschmaus ging's aber so zu. Am letzten Dienstag Abend zwischen hell und dunkel ist dem Schreinerkasper sein Töchterle, das Annemile, mit einem Korb zur Lilienwirthin in die Küche gekommen u. hat gesagt: „Einen schönen Gruf vom Vater, und Ihr sollet das Ding da einbeizen auf den Samstag Abend, und noch ein paar gute Freunde dazu einladen, es sei ein Präsent!“ Der

Lilienwirth fuhr schon mit der Zunge durch die Mundwinkel; denn es war ein fetter Rehziemer, Schlegel u. s. w., kurzum der größte Korb voll Sach'. Die Lilienwirthin that ihr Möglichstes.

Während man also Samstags Abend beim Rehessen über die Türkei redet und über den Gambetta, über den Kaiser von Rußland und die Fürstin Dolgorucki, und die zwei Wildpretplatten sich allmählich leeren, und ein Litterle ums andere hinter die bezüglichen Halsbinden schüttet, sitzt der Schreinerkasper wüthend auf seinem Kanapee und schimpft mörderlich über sein Zahnweh, daß er nicht mithalten könne. Der Lilienwirth tröstet ihn, es sei eine gehörige Portion beiseite gestellt, das könn' er extra verzehren, wenn's Zahnweh vorbei sei.

Auf den Platten sind endlich nur noch Knöchel übrig, man wischt sich den Mund ab: es war herrlich! Da kommt die Rede auf die letzte Hundsmusterung. Dem Müller sein alter Karo sei endlich abgethan, sagt der Brunnerhannes.

„Ja, und er soll zuletzt noch wüthig gewesen sein“, fügt der Krummholzenandrees hinzu.

„Und wie!“ redet der Schreinerkasper vom Kanapee hinten vor, „der Thierarzt hat gesagt,

wenn einer nur den Karo todt anrühre am Schwanz, so müßt' er auch wüthig werden!“

Damit erhob sich der Kasper vom Kanapee und machte sich gemächlich der Stubenthür zu:

„Ich möcht' nur wissen, wer den Hund in die Beiz' bekommen hat; sie munkeln im Ort, der Karo lieg' irgendwo in der Beiz. Da möcht' ich doch noch hundertmal lieber einen gestohlenen Schwartenmagen verzehren helfen, als den Karo!“

Mit dem gestohlenen Schwartenmagen war's so: voriges Jahr hatten die nämlichen, die eben beisammen saßen, dem Kasper seinen Schwartenmagen aus der Küche hehlings geholt und ihn selber zum Schmaus eingeladen. Mit der Hundswuth des Karo, dem alten Kettenhund des Müllers, war's aber nichts; das sagte man nur so im Ort.

Der geneigte Leser merkt etwas. Aber dem Lilienwirth hatte auch etwas geschwam; er stand auf, der Schreinerkasper aber riß seine Bandage vom Kopf, lachte u. rief: „Hab' ich euch dran bekommen, ihr Schelmen! Wohlbekomm' euch der Karo!“ Damit verschwand er unter der Thür.

Der jetzt folgende Spektakel war furchtbar; die Sterne zitterten am Himmel, die Lilienwirthin zerbrach ihre Bratkacheln und verbrannte ihre Kochlöffel alle. Der Krummholzenandrees aber legte sich sogleich in's Bett und ließ den Doctor holen, er soll ihm etwas eingeben gegen die Hundswuth; allen aber gab's Herzstöße in der Magenegend.

Notabene: Es war nicht christlich vom Kasper, so zu handeln; dem Hunde zu speisen, muß man den Chinesen, Japanesen und den Mohren überlassen; aber ein Christ, wenn man ihm seinen einzigen Schwartenmagen hehlings aus der Küche holt und noch Gespött mit ihm, nämlich mit dem bestohlenen Christen treibt, ist eben auch zu jeglicher Rache fähig.

Die Hochzeit im Hanauerland.

(Ein Sittengemälde.)

Wer von Apppenweier nach Kehl-Sträßburg auf der Eisenbahn fährt, durchschneidet das sog.



Ich möchte nur wissen, wer den Hund in die Beiz bekommen hat, sagte Kasper.

Hanauerland. Es gehörte einst den Herren von Lichtenberg, die im Unterelsaß, unweit Hagenau, ihre stattliche Stammburg hatten, von der aus sie fast alle 100 Ortschaften ihrer Herrschaft überhanen konnten. Im Jahre 1480 heirathete Graf Philipp von Hanau eine Lichtenberger Erbtöchter und gründete damit die Grafschaft Hanau-Lichtenberg. Als 1736 Philipp Reichard III. auf seinem Schilde begraben wurde, ging die Herrschaft an Hessen-Darmstadt u. 1802, in Folge des Lüneviller Friedens, an Baden über.

Es wohnt in diesem Ländchen ein betriebames, fleißiges Völkchen, bekannt durch seinen ausgezeichneten Hauf, der für die deutschen Handels- und Kriegsschiffe die stärksten Taue liefert. In der Heimath fertigt man daraus die blendend weiße Leinwand, einen Haupttheil der malerischen Tracht, die auch dem Landesfremden sagt, daß hier ein schönes Bild deutscher Sitte sich aus alter Zeit her erhalten hat; denn mit den alten Trachten haben sich auch die alten Sitten fortgeerbt.

Auf dem kurz geschorenen Kopfe, dem hartlosen Gesicht des stattlichen Bauern sitzt die kostbare, hohe und kleidsame Kappe aus Marder- oder Otterpelz. Sie wird nur im heißen Sommer bei der Feldarbeit mit einem weißen, schmucklosen Strohhut vertauscht. Sie fehlt nie bei festlichen Aufzügen, bei welchen der Bursche eine weiße Jacke, der Mann einen langen, knopflofen schwarzen Rock mit weißem Wollfutter trägt. Das scharlachene Brusttuch, oben am Halse gelb oder grün gestickt, deckt ein fröhliches, leichtlebigeres Herz. Die schwarzen kurzen Lederhosen mit weißen Strümpfen und Schnallenschuhen haben aber den langen Hosen weichen müssen.

Die Frauen und Mädchen mit ihren steifen, schwarzen Kappenschlüssen, den sogenannten Heimathschneinen, ihren seidenen, oft goldgestickten Leibchen, ihren blendend weißen Hemdärmeln und schwarzen, gefältelten Röcken, Kutten genannt, wetteifern mit den Männern in gesundem und kräftigem Körperbau. Gilt dem Manne das Sprichwort, daß er Sonntags am Morgen in die Kirche, Mittags in das Wirthshaus muß, um zu wissen, was der Welt Gang und Brauch ist, so nehmen Frauen und Mädchen auch für sich beides in Anspruch. An Sonntagnachmittagen sieht man lange Reihen derselben am Wirthstisch Erholung suchen von der Woche Mühe und Arbeit. Nicht gerade zu loben das! Ein eigenthümliches, von seinen Nachbarn sich scharf unterscheidendes Völkchen, diese 21,000 Hanauer, die mit Rehl u. Hanau die Einwohnerschaft des Bezirksamts Rehl bilden.

Nirgends aber hat sich die väterliche Sitte

lebendiger erhalten, als bei Kindstaufen, Hochzeiten und Beerdigungen.

Bei allen Dreien finden Mahlzeiten statt, die nur in den letzten mageren Jahren auf ein bescheidenes Maß beschränkt werden mußten.

Wenn aber der geehrte Leser gesehen hätte, wie der 24jährige Jakob (hanauisch: Schakob) das 18jährige Lisele zu seiner Frau gemacht, der würde nichts von Noth und Mangel gemerkt haben. Da ging's hoch her. Das war wieder einmal eine große Hochzeit von der alten Sorte, wie solche als ein Märchen aus früheren Zeiten vom Großvater den Enkeln haarklein beschrieben wird.

Ein emsiges Treiben herrscht im Hause des Hochzeiters, dem künftigen Wohnsitz des Brautpaares. Schon seit acht Tagen kommen Frauen, nahe und ferne Basen, um mit Rath und That das Hochzeitsfest vorzubereiten. Es soll nach der alten Väter Weise gefeiert werden; da darf kein Tüpfelchen fehlen, weder an der Kleidung, noch am Brautzeug, noch an der Mahlzeit.

Am Hochzeitmorgen gegen 10 Uhr ertönen lustige Weisen. Klarinette und Flöte, Geige und Trompete lassen sich hören. Der Bräutigam prangt im festlichen schwarzen Gewande, aus welchem das rothe Brusttuch hervorleuchtet; bunt gestickte Hosenträger liegen über demselben. Die Braut hat solche ihm verehrt, als sie am Berspruchstag von Offenburg heimgekehrt waren. Sie haben dort ihre Hochzeitskleider gekauft. Der Bräutigam hat seiner Liebsten eine seidene Schürze und ein dito buntes Halstuch gekauft. Auf dem Kopf trägt er heute einen schwarzen, steifen, breitkrämpigen Hut, den sogenannten Flammfuchen. Am Band desselben ist eine kleine Krone aus Silberdraht u. Perlen angebracht. Der Geistliche hat den Bräutigam aus seiner elterlichen Wohnung abgeholt, ist in das Haus der Braut vorausgegangen, um eine Rede halten oder ein Gebet zu sprechen.

Darauf beginnt im heute besonders sauber gefehrten Hofe das Herausfordern.

Auf der Schwelle steht die Braut in schwarzem Hochzeitschmucke. Gleich dem Bräutigam trägt sie an der linken Brust ein Straußchen künstlicher Maiblumen mit weißer Schleife. Die schwarze Kappe zeigt vornen ein silbernes Krönchen. Die dicken, langen blonden Zöpfe fallen heute zum letzten Mal den Rücken hinab. Die schlanke Hüfte ist mit einem weißen, goldverbrämten Atlasgürtel umschungen. Er ist vornen mit einem Metallschloß geziert, woran viele herabfallende, vielfarbige Bänder prangen; so verlangt es der Volksgeschmack, der gerade an diesem Freudentage das düstere Schwarz durch helle Farben in den Hintergrund drängt.

Das silberne Schloß selbst ist ein kostbares Familienstück, das schon vor 150 Jahren den Voreltern gebient.

Ähnlich wie die Braut, sind die Brautführerinnen oder Gespielerinnen gekleidet. Nur ist bei diesen der weiße Brautgürtel durch einen farbigen ersetzt.

Mit dem Bräutigam ist der Brautführer und der Anbegänner gekommen, ersterer ein Verwandter des Bräutigams, letzterer ein Verwandter der Braut. Er sollte eigentlich „Angeber“ heißen, weil er die Braut dem Bräutigam an die Hand giebt. Beide jungen Leute sind schwarz gekleidet, tragen auch schwarze Hüte mit rothen Bändern und einen mächtigen, goldstrahlenden Blumenstrauß, so hoch als die Kokarde eines ehemaligen Postillons.

Mit einer etwas linksichen Verbeugung und ängstlich zitternden Stimme beginnt der kaum 17-jährige Brautführer folgendes Zwiegespräch wörtlich:

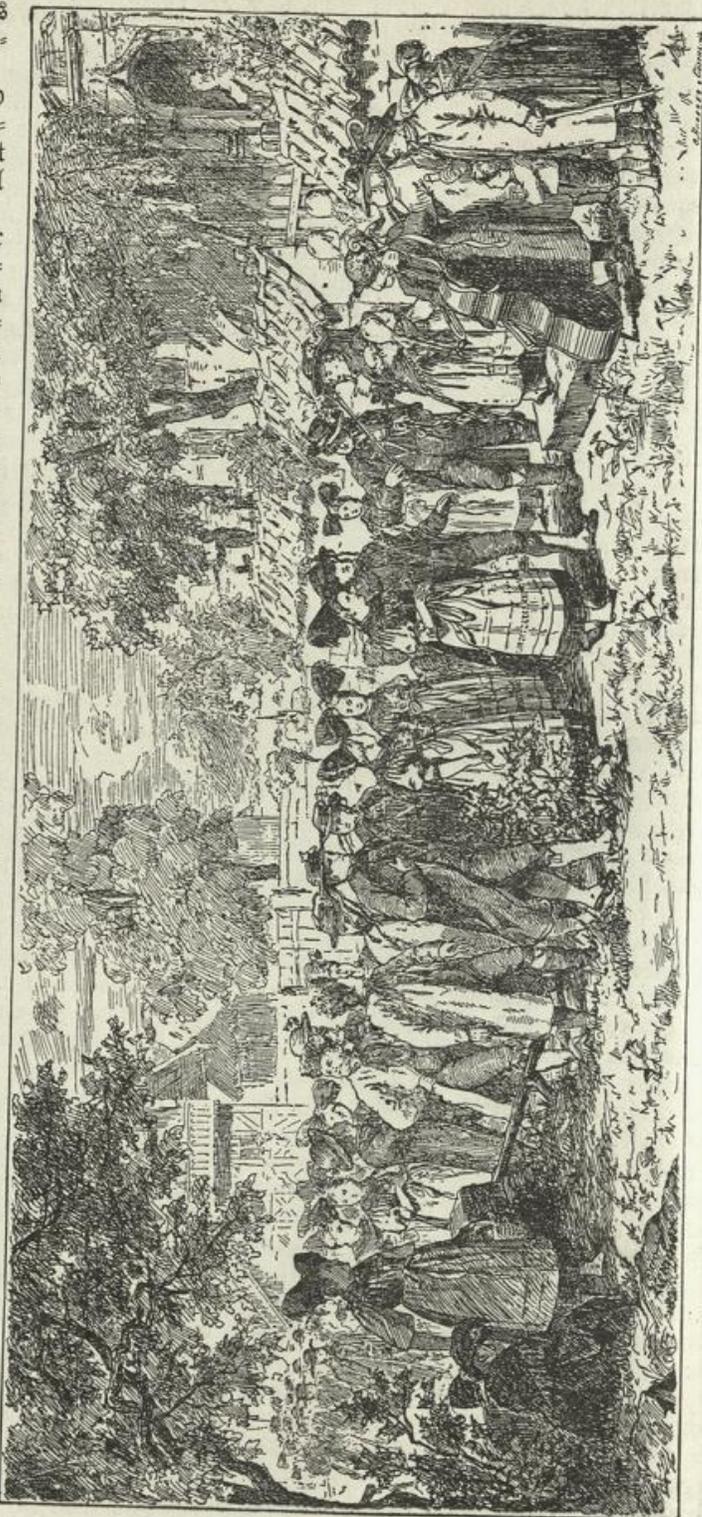
Im Namen des Herrn stehen wir hier, ich und der Hochzeiter mit seines Vaters Verwandten und Bekannten, sammt dem ganzen Umstand. Wir bedanken uns freundlich für das nächtliche Nachessen, wie auch für das heutige Morgenessen. Deßhalb soll auch ein jeder ein andächtiges Vaterunser beten; darnach wollen wir sagen, was unser Begehr ist.

Pause.

Im Namen des Herrn stehen wir hier, ich und der Hochzeiter und sprechen auch an um eure eheliche Tochter, dieselbe auf den heutigen Tag in die christliche Kirche zu führen. Der Hochzeiter will den heiligen Ehestand mit ihr antreten, wie es Landesbrauch und Recht ist.

Anbeganner: So nehmet nun mit Essen und mit Trinken süßlieb und ziehet in Gutem wieder hin.

Brautführer: Im Namen des Herrn stehn wir hier, ich und



der Hochzeiter, und sprechen auch wiederum an um eure eheliche Tochter. Der Hochzeiter will sie als eine Hauswirthin setzen über alles, was er hat und was ihm Gott bescheeren thut. Wir hoffen, ihr werdet unsere Bitt' nicht abschlagen.

Unbegänner: Wir möchten auch wissen, wo sie sich niederlassen mögen, damit wir sie wiederum wissen zu finden, es sei in Freud oder Leid, doch allezeit lieber in Freud als in Leid.

Brautführer: Was dieses anbelangt, hat er mir gesagt, wo sie ausgeführt wird, soll sie nicht wieder eingeführt werden; denn sie haben schon ihre Unterkunft. So Gott will, so werden Vater, Mutter, Geschwister u. andere gute Freunde zu ihnen kommen, es sei in Freud oder in Leid.

Unbegänner: Wenn er das thun will und will sich redlich mit ihr halten, wie es einem redlichen Manne gebührt, dem seine Ehre wohl anliegt; wenn er sie nicht will bestern oder schlagen; oder nicht allzulang in den Wirthshäusern sitzen, so will ich ihm eine fromme Tochter an die Hand liefern.

Brautführer: Was dieses anbelangt, so halten wir dafür, sie werden schon vor der Zeit mit einander geredt haben, daß sie nicht viel zu disputiren brauchen. Er ist gewiß ein Tyrann nicht; er will sich mit ihr halten, wie es recht ist, und wenn ihr mit uns in die christliche Kirche wollt, so kommt im Namen des Herrn!

Unter lustigen Weisen der Musikbände bewegt sich der Zug zur Kirche. Nach den ersten weihevollen Worten des Geistlichen führt der Unbegänner die Braut an den Altar. Die Einsegnung wird vollzogen. Draußen vor der Kirche wartet schon die Musik. Der ungefähr 100 Personen zählende Zug wird nun zum Klappen geleitet. Hinten drein geht der Bräutigam mit Brautführer und Unbegänner, desgleichen die Braut mit ihren Gespielinnen.

Im Tanzsaal stehen die Festgäste, unter ihnen der Bräutigam, in weitem Kreise umher. Die Musik spielt einen gemüthlichen Walzer. Darauf erfolgt ein dreimaliger Umgang des Unbegänners an der Rechten die Hochzeiterin. Vor dem Bräutigam zieht er den roth bebänderten Hut, verneigt sich sammt der Braut dreimal. Dann tanzt er mit der Braut einmal herum und übergibt sie ihrem jungen Gemahl. Dieser tanzt ebenfalls einen Reigen mit ihr. Der darauffolgende Schottisch, der Galopp werden von allen getanzt.

Mit dem dritten Tanze ist auch der Fürtanzen zu Ende, der bei keiner größeren Hochzeit fehlen darf.

Draußen vor dem Dorfe beginnt nun der Wettlauf der zum Fest geladenen Burschen. Der Wettlauf der Mädchen, in welchem die Siegerin

eine geftickte Kappe als Siegespreis erhielt, hat glücklicher Weise aufgehört.

Das Ziel des Wettlaufs bezeichnet eine mit vielen bunten Taschentüchern behangene Stange. Unter dem Hallo der Zuschauer holen sich die Sieger ihre Preise. Die Stimmung ist während dessen immer heiterer geworden. Es ist Zeit, für den Wagen eine solide Grundlage zu finden. Der Festzug bewegt sich zum Hochzeitschmause.

Zwei Kinder, zwei Schweine, drei Kälber, 130 Laibe Weißbrot und anderes Backwerk reichen kaum vom Dienstag bis Donnerstag oder Freitag, wo die Hochzeit mit einer Ausfahrt auf 20—30 Wägelchen den Abschluß findet.

Interessant war solche Hochzeitsfeier zu schauen, wirklich herzerfreuend aber, daß damit ein jugendliches Liebespaar das heißersehnte Ziel erreichte, ein glückliches Ehepaar zu werden.

„Lange und glücklich sollen sie leben im schönen Hanauerland, die Neuvermählten, der Schafob sein Lisele!“

Der brave Vetter.

In einem Ländlein, das gerade groß genug ist, daß die 2 Hauptströme Deutschlands in mäßiger Entfernung an einander vorbeilaufen können, ehe sie sich für ewig Lebewohl sagen, war vor 50 Jahren ein junger Vicari, der einen gesunden Appetit und prächtige Zähne, aber eine Besoldung hatte, von der unser lieber Hebel in seinem Räthsel sagt:

Gold, die ich meine,
Niedliche und Kleine. —

Nun waren damals die Zeiten noch wohlfeil; allein wenn man 250 fl. mit 365 theilte, so blieben damals wie jetzt auf den Tag 41 Kreuzer übrig, und mit denen ging es dem Herrn Vicari wie dem biedern Böblingen, der sich zwischen das Plümo und die Kuwerte legte: es wollte oben und unten nicht langem. So ein paar Jahrelein hielt's der geistliche Herr aus; dann aber duldete es ihn nicht mehr, er erinnerte sich:

„wo der Weg zum Gulden ist“,

ging eines schönen Tages in die Residenz und zwar geraden Weges zu einem ihm bekannten Oberkirchenrathe, der wegen seiner Leutseligkeit und Gemüthlichkeit bekannt war. Er wurde gleich vorgelassen, und als ihn der geistliche Würdenträger ermuthigend fragte:

„Si Herr Vicarius, was führt Sie denn hieher — womit kann ich dienen?“

Da löste sich die Zunge des Hülfesuchenden er schüttelte sein Herz aus und klagte sein Leid. Zulezt, ganz zulezt rückte er mit der Bitte heraus:

„Hochverehrter Herr Oberkirchenrath, wäre denn nicht vielleicht irgendwo eine Pfarrei frei und

wenn's auch nur eine ganz kleine wäre — lang genug, dächt ich, hätte ich jetzt das Vicarsbrod genossen."

"Ja", meinte der Herr Rath, "die Pfarreien sind rar, und wird auch einmal eine frei, so findet sich immer ein Duzend Bewerber. Freilich, wenn sie einige Fürsprache hätten, lieber Herr Vicarius, da machte sich die Sache vielleicht eher. — Haben Sie denn gar Niemand in der Residenz, der ein gutes Wort für Sie einlegen könnte? So etwa ein entfernter Vetter, auch eine Tante thät's zur Noth. Wissen Sie denn gar Niemand, hm?"

Da seufzte der Vicari: "O du lieber Gott, wenn das nothwendig, dann ist's gefehlt. Verwandte habe ich keine; — wenn der ganze Odenwald ausstirbt, so erbe ich noch keine Kugel."

"Dann heißt es eben warten und sich in Geduld fassen, junger Mann. Verlieren sie aber den Muth nicht und beherzigen Sie das biblische Wort: Suchet, so werdet ihr finden und klopfet an, so wird euch aufgethan. Und jetzt leben Sie wohl, ich hab' um 11 Uhr Sitzung."

Mit diesem Bescheide trollte unser Vicari von dannen. Er ließ zwar den Kopf hängen; aber die biblischen Trostworte hatten sich tief in sein Herz eingegraben.

Eine Woche darauf stand unser wackerer Vicari in schwarzem Anzuge mit weißer Halsbinde in dem Vorzimmer des Landesfürsten. Wenn auch der geliebene Frack etwas schabkräzelig aussah und die Hosen ein gutes Theil der Stiefelrohre sehen ließen, so war doch der Eindruck, den der junge Seelsorger machte, kein ungünstiger. Die glattgeschaitelten braunen Haare standen dem jugendlichen Gesichte gar gut, und aus diesem Gesichte lugten ein paar kluge und für einen künftigen Pfarrherrn fast nur zu schelmische Augen. Unser Freund hatte sich zur Audienz gemeldet, denn: Klopfet an, so wird euch aufgethan!

Allerdings, klopfte noch etwas anders, als der Flügeladjutant nach langem Harren seinen Namen

aufrief. Fast wie der Oberkirchenrath, fragte der allergnädigste Herr:

"Was führt Euch her, Herr Vicarius — womit kann ich Euch dienen?"

Da faßte sich unser Mann ein Herz und erzählte dem Fürsten all sein Leid und seine Hoffnung, und wie er bei einem hohen Kirchenbeamten gewesen (den Namen verschwieg er weislich), der ihn gefragt, ob er keinen Vetter habe, der ein gutes Wort für ihn einlegen könne, sonst komme er nicht vorwärts. "Hoheit", so schloß der Vicari seinen Vortrag, "Hoheit — ich bin armer Leute Kind und hab auf Gottes weiter Welt keinen Verwandten und Gönner. Was ich geworden, bin ich durch Mühe und Fleiß, unter Hunger und Kummer mit der Hülfe Gottes durch mich selbst geworden. Jetzt aber wills nicht weiter gehen — ich fühle den Beruf in mir, Tüchtiges zu leiten und verkomme in jungen Jahren im Elend. Da hat mich der Herr erleuchtet und mir gesagt, gehe zu deinem gnädigsten Landesfürsten, und da Niemand dein Vetter sein will, so bitt' ihn unterthänigst, er möge in Gnaden nur für eine kurze Stunde — dein Herr Vetter sein!"

Da lachte der menschenfreundliche Fürst und sprach:

"Herr Vicarius, Ihr müßt gut mit dem lieben Herrgott stehen, daß er Euch so freundliche und kluge Rathschläge gibt. Ich werde mich um Euch erkundigen und, seid Ihr wirklich der würdige Diener der Kirche, wie Ihr mir ausseht — nun meine Hand darauf — so will ich meinethwegen Euer Vetter sein und versuchen, ob ich auch Jemanden protegieren kann."

Ueberglücklich verließ der Vicari die Audienz; denn er wußte, daß man sich nach ihm wohl erkundigen dürfe. Der edle Fürst hielt Wort, und ehe ein Vierteljahr vergangen war, hatte der Vicari seine Pfarrei und wirkte segensreich und lange in seiner Gemeinde.



"Dann heißt es eben warten und in Geduld fassen, junger Mann!"

Guet isch guet — und besser oft nit besser.

I.



in gesunder Frost, bei dem die Straße klingt wie Metall, und wo es im Tannicht kracht, wenn es auf und ab einen Stamm zerreißt — oder auch eine rechte Hitze, bei der die Käfer den Schatten suchen und der Duft vom schmelzenden Harze durch die Thäler zieht: das ist die richtige Witterung im Schwarzwald. Aber so ein Novembertag, an dem es bald regnet, bald schneit; wenn die schmutzigen Wasser die Bergänge niederrauschen und die grauen Schindeldächer triefen; da wird das Herz schwer und das Gemüth müdig, vorab in einem engen Thale, wo man von dem Himmel nicht mehr sieht als ein Flecklein, das kaum zur Weste eines ordentlichen Hofbauern langt.

Und doch war es an einem solchen trüben Tage in der gefälsten Wohnstube des Altbürgermeisters Schomberger in Wildbach so behaglich, daß es da auch ein verwöhntes Stadtkind angeheimelt hätte. In dem großen Kachelofen schnurrte ein tüchtiges Feuer von Buchenwellen — mit dem Holze braucht man Gott sei Dank in Wildbach noch nicht zu sparen

— und auf dem gebohnten Eichentische in der Ecke unter dem Kruzifix lag ein rothgewürfeltes und gefranztes Tuch, und darauf standen blankgeschleuerte Kannen mit duftendem Kaffee und fettem Rahm und ein Körbchen mit weißem Brode.

Der Zeiger auf der alten Kufensuhr wies erst auf 1/8 Uhr; der Tag schaute noch trüb durch die hellen Fenster, und schon saß der Altbürgermeister und seine Frau vollständig angekleidet am Tische, und ihr frisches Töchterlein, dem die goldgestickte Wälderhaube prächtig zu Gesichte stand, schenkte das dampfende Getränke ein.

„Rosel,“ sagte der Altbürgermeister, „Rosel, heut lengt's no e Tasse. Wann's druse so recht unanmützig isch, isch's um so wohliger derheim, vorab wennmer uf sim Eigethum sitzt un keines Herre Knecht isch. Alti, i möcht's bigott nit besser ha!“

Die Alte war denn doch nicht so ganz einverstanden mit der Rede ihres Mannes.

„Nu, nu,“ meinte sie, „mer henn's scho recht guet. Doderfür henn't mer us au e lang's Lebe g'schunden und plogt — aber — —“

„Nu wa isch do zu abere?“ fragte Schomberger.

„Ge i mein' numme, mer könnte mit userm Geld au in der Stadt wohne, womer e Ansproch un au was dervon hätt, statt ime son'e kleine Reschtl'i wie Wildbach, wo d' Gaase un d' Füchs enander guet Nacht saget.“

„Frau, versündig Di nit, besser krieg'scht Du's nimme. Der leidig Hochmuth triibt Di obenus — die Frau Regierungsräthi het Di ang'schteckt — gelt Alti i hab's?“

„Nu, i läugne's nit. S' wär doch ebbes Anders i der Stadt und vorab für's Rosele.“

Gebeils Rheinländischer Hausfreund.

„Das laß us em Schpiel. Gelt Rosele“ lachte der Alte, zog sein Töchterlein zu sich, und sah es neckend an „gelt Rosele, Dir ischs ebe doch guet genue.“

Das Rosele wurde klatschroth und sagte nur, indem es sich loswand und das Geschirr hinausstrug: „Was Euch recht isch Batter, do isch mer's au recht.“

Der Frau schien es aber nicht recht zu sein, denn sie wurde ärgerlich:

„Du muscht's au no schteife, s' Rosele — us der Sach' wird ebbes; i hab au no e Wort dri z'rede. S' Rosele isch for was Besseres do.“

„Wieb, mach mi nit windschieach mit dim Hochmueth, beruef unser Glück nit! Wer no unzufrieden isch, womer's besser het als viele, viele Tufend, den schtellet der Herr oft uf e harti Prob. Wer weiß, was er Dir no schickt.“

In diesem Augenblicke läutete es so gewaltig an der Hausglocke, daß die beiden Ehegatten zusammenschracken u. die Bürgermeisterin laut aufschrie:

„Jesses, Maria un Joseph; es wird do kei Unglück si.“

„Es soll mi nit Wunder neh, auf dei eifältig Gschwäg“, meinte der Alte.

Es klopfte und herein trat der pudelnasse Landpostbote und legte einen großen Brief auf den Tisch. Der Altbürgermeister verlangte für den Postboten ein Kirschwasser und für sich seine Brille; denn er war etwas fernsichtig geworden. Dann trat er zum Fenster und musterte den Umschlag. „Zum Karli, vo London,“ beruhigte er seine ängstlich harrende Frau.

„Er wird ebbe do nit g'storbe si.“

„Du Narrsch — dann wär wohl d' Adresse nit vunnem selber. Laß mi jez ruehig lese; was

z'w'isse hasch, will i der dann scho sagen.“ Langsam durchlas der Alte den langen Brief, viel zu langsam für seine neugierige und immer noch ängstliche Frau.

Endlich, wendete er sich nach ihr um. „No e A'glück isch es grad nit; mer sollt's eigentlich als e Glück neh — und doch, es het au si'n Hofe. No Alti hör selbst die Hauptsach — f' Uebrige geh't di nüt an.“ Er las:

..... Meine Mary liegt unter dem Boden und mein Haus ist vereinsamt. Das Alter naht mit raschem Schritt, und ich täusche mich nicht: es hat schon ein paar Mal gewarnt. So kommt nun die alte Schnsucht nach der Heimat, die jeden Schwarzwälder am Ende doch packt. Da las ich in der Zeitung, daß in Oberlindenburg eine Villa mit Garten und Nebem am Innerberg zu verkaufen sei, die einem Russen, Namens Amanoff, gehörte, und das gab den Ausschlag. Die Anforderung ist 150,000 fl. — nun sie werden's billiger geben. So bitte ich Dich, Bruder Toni, laß dein Wägele einspannen und fahre hinunter — alles Uebrige überlasse ich Dir, Du verstehst es doch am Besten. Gerne hätte ich meine alten Tage bei Dir zugebracht; aber in Wildbach wäre für mich keine Unterkunft. Vielleicht macht es sich auch so, daß Ihr auch hinunter zieht oder mir wenigstens das Rosel ins Haus gebt — es muß jetzt ein stattliches Mädchen sein, das ins Leben gehört, und bei Euch versauert es. Das wäre eine Zierde und ein Trost in mein einsames Heim. Nun überlege Dir's, Du warst immer der Klügste, jedenfalls kaufe das Gut. In Erwartung baldiger Antwort und brüderlicher Liebe
Dein Carl.

Die Frau Bürgermeisterin faltete die Hände wie zum Gebet:

„Das ischt e Schickung von Gott.“

„Ja“, — seufzte der Bürgermeister, „ja so kommt mer's au vor, es möcht die Prüfung sei, die er uns schickt. Ruef mer es Rosel.“

II.

Der Sommer war gekommen und mit ihm der Bruder Carl von London, der Aeltere der beiden Schomberger. Während der Altbürgermeister das Gewerbe des Vaters und Großvaters, den Uhrenhandel betrieben und dadurch es zum vermöglichen Manne gebracht hatte, war Carl ganz aus der Schwarzwälder Art geschlagen; er hatte studiert und war ein tüchtiger und in London äußerst beliebter Augenarzt geworden. Fünfzehn lange Jahre hatten die Brüder sich nicht gesehen, obgleich sie einander herzlich liebten und in eifriger Korrespondenz standen. Fünfzehn Jahre, da ändert sich manches. Der Altbürgermeister hatte sich

den Frühsommer über viel in Oberlindenburg aufgehalten und die Verstellungen in Haus und Garten überwacht. Endlich an einem schönen Augustabend stand er mit Frau und Tochter am Bahnhofe, um seinen Bruder abzuholen. Da hätte er den Carl nicht erkannt, wenn dieser nicht auf ihn zugestürzt wäre und ihn umarmt hätte. War das der Carl? Trotz des warmen Sommerabends sorglich in einen Ueberzieher gehüllt, die Gestalt eines Greises, das kahle Haupt mit spärlichen weißen Haaren bedeckt und in dem glattrasierten Antlitz Falte an Falte. Nur die alten, lieben, klugen Augen waren dieselben geblieben und die Stimme, die den Herzbruder freundlich begrüßte. Die Rosel erinnerte sich des Oheims kaum; denn sie war 5 Jahre alt, als er das letztemal in Deutschland gewesen. Er kam ihr so fremd, so vornehm, kurzum so englisch vor, und auch die Frau Altbürgermeisterin fand vor Verlegenheit keine Worte, sondern machte nur Knix auf Knix. Ach Gott ja, der Carl hatte wohl richtig geschrieben, daß es gewarnt habe. Dem Altbürgermeister kamen Thränen in die Augen, wenn er ihn verstohlen betrachtete. Die Heimat, nach der es ihn gezogen, lag wohl hoch über den Bergen — er hatte zu lange gezögert mit der Rückkehr zum heimischen Walde.

Was der Altbürgermeister angeordnet, fand der Bruder recht, und er zeigte sich für Alles dankbar und herzlich — nur eine Bitte wiederholte er stets: „Bleib bei mir zu Oberlindenburg, Toni, oder laß mir die Rosel“; denn die war dem Onkel bald an's Herz gewachsen. Ja, die Rosel lassen, das war leicht gesagt, aber für den Toni schwer gethan. Die Rosel war sein Augapfel, und wenn sie nicht da war, da wurde es trüb für ihn am heitersten Tage. Die Rosel lassen — das ging nicht, und das war der Zipfel, an welchem die Frau Bürgermeisterin ihren Alten gut zu fassen wußte, um ihren Plan mit der Stadt durchzusetzen.

Eigentlich wollte der Toni nur ein paar Wochen bleiben, bis der Bruder in seinem neuen Heim eingewöhnt wäre; allein der Ausspruch eines befreundeten Arztes, daß dessen Leben nur nach Monaten zu berechnen sei, die Liebe, mit welcher der Carl an der Rosel hing und der tiefe Schmerz, den derselbe zeigte, wenn auf die Abreise angespielt wurde, veranlaßte eine fortwährende Verschiebung derselben, und auch Rosel hatte ihren kranken Oheim viel zu lieb gewonnen, um auf die Heimkehr zu drängen — so sehr sie auch aus anderen Gründen dieselbe gewünscht hätte.

Für die Altbürgermeisterin war das Wasser auf die Mühle — sie flog von einem Kaffeekränzchen ins andere, und daß dieselben unterhaltend ausfielen, d. h. daß gehörig „geschlawatscht“

wurde, dafür sorgte ihre Frau Schwester, die verwitwete Regierungsräthin Holdermann, die oberste sämmtlicher Stadtfraubasen in Oberlin- denburg. An „Ansprache“ fehlte es wahrlich nicht, und das Glück wäre ungetrübt gewesen, wenn Rosel sich hätte überreden lassen, dasselbe zu theilen und vor Allem, wenn das eigensinnige Ding die goldgestickte Haube und den Samtgöller abgelegt hätte. Da war aber nichts zu machen, zumal da der Vater, ja sogar auch der feine eng- lische Oheim den Starrkopf noch unterstützten. Dafür saß aber auch die Rosel bei den beiden Alten und erheiterte dem Carli die trüben Stun- den der Krankheit und des Alters.

So verfloß der Herbst und der Winter auf der Villa, und alle waren glücklich in ihrer Art, ob- schon die Rosel, wenn sie sich unbeachtet glaubte, manchen Seufzer ausstieß und manche stille Thräne weinte.

Das war aber so: Als der Vater sein Kind an dem trüben November- morgen in Wildach ge- neckt u. das Rosel klatsch- roth geworden war, da trug ein gewisser Jemand daran die Schuld und dieser gewisse Jemand war in Wildach geblieben, wo ihn sein Dienst als Forstpraktikant auf der Holzmat zurückhielt. Die Sache war freilich noch lange nicht im Reinen; denn die Frau Bürger-

meisterin hatte die Ansicht, ihr Töchterlein sei für was „Besseres“ da, und die hatte ihren Kopf. Vor allem hatte sie ihr jeden Brief- wechsel strengstens untersagt, und als gehorsame Tochter hielt das Mädchen das Verbot, so schwer es ihr auch ankam. Der Bürgermeister aber, der ab und zu nach Wildach ging, um nach den Seinigen zu sehen, hatte Mitleid mit seinem Kinde und schmug- gelte bald einen Gruß, bald ein kleines Geschenk über die mütterliche Grenze, so daß die Schwer- muth nicht die Uebermacht bekam und die Hoff- nung, die stille Trösterin eines bekümmerten Her- zens, nicht ganz erlosch.

Der Frühling war gekommen mit seiner Herr- lichkeit; der Carli fühlte sich wohler als je, und die 3 Verbündeten schmiedeten Pläne für den Sommer. Der Arzt hatte einen Aufenthalt in

frischer Waldesluft vorgeschlagen, und es wurde beabsichtigt, sobald der Föhn und die goldene Sonne den Schnee von den Kluppen und aus den Dobeln vertrieben, für einige Zeit nach Wildach überzusiedeln. Die Frau Bürgermeisterin jedoch, welche mit dem englischen Schwager Ehre ein- legen wollte, schwärmte für Baden-Baden oder Wiesbaden, besonders da die Frau Regierungs- rätthin auch mit von der Partie sein sollte. Die beiden ehrsamten Damen hatten auch einen be- rühmten Medizinalrath aufgetrieben, der voll- ständig ihrer Ansicht war und nur dort dem Kranken Heilung in Aussicht stellte. Aber lieber Gott — was sind Menschenpläne. Der Herr befiehlt und wir arme Erdenwürmer müssen die Wege wandeln, die er für gut findet.



„Rosel.“ sagte der Altbürgermeister, „heute lengt's no e Tasse“.

Und es kam der Tag, wo entsegelt wurde und der Notar das Testament eröffnete. Der Alt- bürgermeister war zum alleinigen Erben einge- setzt. Die Villa jedoch fiel dem Rosele zu. Aber die Erbschaft betrug nicht, wie Alles erwartete, ein paarmal 100,000 — nein, weit, weit über eine Million Gulden.

Die Nachricht davon verbreitete sich wie ein Lauffeuer; in allen Zeitungen war es zu lesen, und natürlich wuchsen die Millionen ins Unge- heuerliche. Daraus entstand nun für die Erben zunächst eine Bedrängniß eigener Art. Von allen Seiten und in allen Formen liefen Bettelbriefe ein, so daß zur Beantwortung derselben eine wohlgegerichtete Kanzlei vonnöthen gewesen wäre. Da kamen merkwürdige Anforderungen, unter

Noch war der Mai nicht da und schon vernahm man Weinen und Weh- klagen in der schönen Villa; der Bruder Carli ward abgerufen in jene Heimat über den Bergen, in welcher es keine Medizi- nalräthe u. Regierungs- rätthin mehr gibt. Das war ein harter Schlag, wenn er auch nicht uner- wartet kam. Den armen Bürgermeister, der erst kaum seinen Bruder wieder gewonnen, nahm es am Aergsten mit, u. nur bei seinem Töchterlein fand er Trost. Seine Frau, ob- wohl auch sie im Augenblick ergriffen war, hatte bald nur Sinn für Trauerklei- der u. — für die Erbschaft.

anderem ein Schreiben mit einem großen adeligen Wappen, unterzeichnet Cunibert v. Schnorrenberg. Der edle Herr theilte mit, er habe in seinem Stammbaum entdeckt, daß einer seiner tapferen Vorfahren im 13. Jahrhundert mit einer Gisela von Schomberg ehelich verbunden gewesen. Er habe nun begründete Vermuthung, daß die Schomberger von Wildach ein Sproß dieses Geschlechts seien, und da er gerade mit einer Arbeit — dem Stammbaum der Schnorrenberger, die schon in urältesten Zeiten dem Adel angehört — beschäftigt sei und dadurch auch die alte Ritterbürtigkeit der Schomberger zu erweisen hoffe, so zweifle er keinen Augenblick daran, daß sein geliebter Vetter ihm eine Beisteuer von 10,000 fl. bewilligen werde. Ein sogenannter Chemiker hatte eine Salbe erfunden, welche zugleich als unfehlbare Haarwuchsspinnade, ausgezeichnete Stiefelwichse und unübertreffliches Wagenmittel zu gebrauchen war. Er hatte es dem Toni zu Ehren „Schomberger's conquering Clacking“ getauft und bat nur um den kleinen Betrag von 5000 fl. Der Missionsverein von Trümmelshausen ersuchte mit salbungreichen Worten um das bescheidene Scherlein von 8000 Fr., um die Kernlieder des edeln Gottesmann's Ezechiel Gutmann ins Kasserische übersetzen und auf Schnupftücher drucken zu lassen, welche den Kasserkindern als Weihnachtsgabe bescheert werden sollten. Kurzum, die Erbschaft hätte 10mal so groß sein dürfen, der Toni hätte dieselbe angebracht — aber so was fiel ihm nicht ein, er sagte einfach:

„Wann die ganz' Welt i d' Knöpfleschüssel lange dürft, so blieb for us nüt über — also lent eure Löffel dusse.“

Aber die andern Folgen der großen Erbschaft konnte er nicht so leicht abschäufeln, wie die Bettelbriefe und die Fachtbrüder. Er war von jeher ein Mann von gesunden politischen Ansichten gewesen — das Vaterland verlangte seine Dienste; er konnte sie nicht versagen — er wurde Abgeordneter. Man kannte ihn längst als tüchtigen Gemeindebeamten, als sorgsamem Hausvater. So eine Kraft durfte nicht brach liegen bleiben — er wurde Präsident der oberdeutschen Baubank, und nebenbei kam er in den Verwaltungsrath von Duzenden von Unternehmungen, an denen er sich natürlich theilnehmen mußte. Ja er gründete selbst eine Fabrik zur Anfertigung von Uhrenkästen und Gestellen und eine andere für Strohflechterei. Arbeit gab's genug — aber auch Ehren. Der Titel Kommerzienrath schmückte seine Visitenkarte, an seinem Frack hingen an feinen goldenen Kettchen der grüne Leopard und der blaue Habicht, sammt einem Duzend kleineren bunten Gethier's. Ja, ja, der

Herr Schomberger war ein angesehener Mann und sein Name galt etwas im Lande. Und doch — inwendig steckte noch der ehemalige biedere Altbürgermeister von Wildach. Gott sei Dank, der war nicht auszutreiben.

Und die Frau Altbürgermeisterin oder vielmehr die Frau Kommerzienrätthin — hei, die schwamm im richtigen Fahrwasser. Sei, wie die schwer seidene Schleppe rauschte, wenn sie voranging in den Speisesaal mit feinen in Eichenholz geschnitzten Möbeln, nachdem der Diener gemeldet: „Gnädige Frau — es ist serviert.“ „Der Herr General gebet mer de Arm und der Herr Oberst folgt mit der Frau Ministerialrätthe.“ Sei wie sah sie breit in der ersten Rangloge und schaute fortwährend durch ihren goldenen Nasenzwicker, trotzdem ihre Augen mit denen eines Sperbers es noch keck aufnehmen konnten. — Ja, die befand sich im rechten Fahrwasser — aber auch sie war in der glänzenden Hülle die Altbürgermeisterin von Wildach geblieben mit all' ihren Fehlern und Vorzügen.

Nur das Rosele, das arme Rosele — das war nicht mehr das alte, lustige Wälderrosele mit der goldgestickten Haube — das Fräulein Rosa schaute trübselig in die Welt, bei allem Glanz, der sie umgab, trotzdem sich die Bewerber um die einzige Tochter des Millionär's förmlich überpurzelten. Körbe theilte sie aus, es war zum Erbarmen. Glücklicherweise verstanden sich die unglücklichen Freier bald zu trösten. „Nee, det kann ich uf Ehre versichern“, meinte der Rittmeister von Pumpendorf, der auch zu den abgefahrenen Rittern gehörte, „Nee, es wäre mir doch äußerst unangenehm jensein, den Namen meines Herrn Schwiegervater's in jedem Bauern-Strohdedel zu lesen — ich danke, uf Ehre, Donnerwetter.“

Freilich wandte sich die Rosel oft an ihren Vater, und der war bei der veränderten Sachlage nicht gerade gegen ihre Wünsche; aber er hatte so viel zu thun und zu denken, daß er keine rechte Zeit fand, sich mit den Herzensangelegenheiten seines Kindes zu beschäftigen. „Chunnt Zit, chunnt Noth“ — tröstete er dasselbe — mer chönnet d' Muetter nit über d' Nacht umschtimme.“ Ja die Mutter, die bevorzugte alle 6 Wochen einen andern vornehmen Bewerber und bearbeitete das arme Mädchen auf's Grausamste, und sie war noch mild im Verhältniß zu ihrer Schwester, der Regierungsrätthin, welche ihr immer in den Ohren lag, dem „einfältigen Ding“ den Kopf zurechtzusetzen und dem Vater endlich einmal klar zu machen, daß er ein Nachtwort zu sprechen habe. Die verzogene Wälderprinzess kommandierte das ganze Haus. Man mache sich ja rein lächer-

lich; da hätte sie ihrem Holbermann selig einmal so kommen sollen. Kurzum, das Rosel hatte die besten Tage nicht, die englische Erbschaft war kaum einige Jahre im Hause und es wurde schon recht ungemüthlich. Dabei hatte der Kommerzienrath viele Geschäfte, war oft wochenlang von Hause abwesend und kehrte dann häufig in einer Laune zurück, wie sie der Altbürgermeister nie gezeigt hatte.

Selbst der Frau Kommerzienrätthin gingen allmählich die Augen auf, daß die seidnen Schwänze und die goldenen Nasenklemmer nicht alles Glück ausmachen. Sie hörte da und dort von „guten Freundinnen“ daß man sich über sie lustig machte. Die Herren und Damen mit den vornehmen Namen

und den langen Titeln tranken zwar mit Sachkenntniß ihren Dickrothen u. vertilgten die Straßburger Pasteten „überwindlings“; aber kaum waren sie vor der Thüre, lachten sie über die „Tannenzapfen-gräfin“ mit ihrem kloßigen Deutsch und dem bäuerischen Verwandtentroß. Ja die gute Kommerzienrätthin hatte oft Stunden, wo sie hätte bitterlich weinen mögen über die Unverschämtheit und Frechheit der aufgeputzten Krippenreiter und Schluckspechte.

Allein es kam noch besser. Der junge Landesfürst machte eine Rundreise durch sein

Ländchen mit der neuen Landesmutter, und in Oberlindenburg wurde Alles zum festlichen Empfange vorbereitet. Ein Damenauschuß wurde gewählt, welcher das fürstliche Paar begrüßen sollte. In diesem vielköpfigen Empfangskörper war nun alles vertreten, was in der Oberlindenburgischen sogenannten Gesellschaft nur einigermaßen auf Rang und Stand Anspruch machen konnte — nur die Frau Kommerzienrätthin war ausgeschlossen, trotzdem der Kommerzienrath zur Bestreitung der Kosten die bedeutendste Summe gezeichnet hatte. An dieser Beleidigung trug der abgefahrene Rittmeister von Pumpendorf oder vielmehr dessen hochadelige Schwestern die Schuld, zwei alte Jung-

fern giftigster Sorte, die Himmel und Hölle in Bewegung setzten, dem „frechen Bauernpack“ eine Schande anzuthun, und die leider an neidischen und boshaften „Damen der Gesellschaft“ werthtätige Hülfe fanden. Das war eine harte und bittere Arznei; allein sie wirkte so heilsam, daß zum erstenmale die „Tannenzapfen-gräfin“ schluchzend den Wunsch aussprach: „Ach du lieber Gott — i wollt, wir wäret wieder in Wildbach.“

Der Kommerzienrath, welcher seit einiger Zeit sehr ernst geworden war, bemerkte trocken: „Wenn das bei einzige Wunsch isch, Alti — dozu kann Roth werde, vielleicht ehender, as Du denkst.“

Von da ab kehrten selten frohe Stunden in Schombergers Familie ein. Der Vater war in Geschäften oft und lange abwesend.

Der Betrieb seiner Fabriken machte ihm viel zu schaffen. Wenn er aber zu den Seinigen zurückkehrte, zeigte er sich meistens verstimmt und einsilbig. Die Mutter zog sich von der Gesellschaft immer mehr zurück; die Klatschvisiten hatten aufgehört und damit auch der interessante Stoff der Unterhaltung.

Mit ihrer Schwester, der Regierungsrätthin Holbermann, hatte sie sich entzweit, weil dieselbe, ihr zu lieb oder zu leid aus jenem Damenauschuß beim Fürstenempfang

nicht ausgetreten war, ja sogar noch darin den Vorsitz übernommen hatte! So war die gute Frau in der Verzweiflung der langen Weile bald ihrer Tochter, bald ihrem Hausgesinde zur Last. Ja das arme Kind hatte viel unter der üblen Laune der Mutter zu leiden; wie oft fiel das Wort: „Hättest Du lieber den Rittmeister von Pumpenheim genommen; dann wäre es anders geworden!“ „Ja, anders, liebe Mutter, aber wie?“ gab das Rosel zurück, schlug die Augen nieder, arbeitete emsig an einer Stickerie, welche sie dem Vater für den Namenstag bestimmt hatte. Mehr sagte sie nicht; denn sie trug im Herzen still verborgen ihren eigenen Schmerz. Dann kehrte sich die Mutter



Zoni hätte den Carl nicht erkannt, wenn dieser nicht auf ihn zugestürzt wäre und ihn umarmt hätte.

ab und schaute zum Fenster hinaus und gähnte zum Zeitvertreibe. Weil sie aber doch nicht immer gähnen konnte, ging sie in die Küche und zankte sich abermals mit der Köchin, die in drei Tagen schon sechs Teller zerbrochen hatte und trieb die Vorwürfe so weit, daß das Mädchen noch zur selben Stunde den Dienst verließ.

So verfloß nach kurzen Jahren der Freude, der Kurzweil und ehrenvoller Auszeichnung ein langes, trübes Jahr — ein Jahr der Sorge und des Kummers für den Vater, ein Jahr der Langweile für die Mutter und ein Jahr stiller Sehnsucht für die Tochter.

Und an einem trüben Novembertage stunden Mutter und Tochter wieder am Bahnhofe zu Oberlindenburg und erwarteten diesmal den Vater, welcher in dringenden Geschäften ein paar Wochen abwesend war. Er kam zur Stunde, allein das feinfühligke Rosel merkte gleich, daß nicht Alles in Ordnung sei. Der Vater schien düster, einsilbig, zerstreut und hatte in den wenigen Wochen sichtlich gealtert. Auf dem Wege nach der Stadt, welcher in eigenen, eleganten Wagen zurückgelegt wurde, sprach er fast kein Wort, so daß seine Frau endlich fragte:

„Was heßt — an Alter — Du bist nit wie'd si sottest. Ich der was passiert? Was drückt Di? fragte theilnehmend die Frau, die denn doch trotz allen Eitelkeitspossen grundgut war und ihren Mann von Herzen liebte.“

„Wart', bis mer derheim sinn — s' het Zit bis dort und chummt alleweil noch fruh' g'mueg.“ Das war deutlich und so schwieg Alles bis sie zu Hause waren. Aber als Vater, Mutter und Tochter beim sorglich bereiteten Kaffee saßen und die Mutter die Dienerschaft hinausgewinkt, überwog die ängstliche Neugierde und sie konnte die Frage nicht unterdrücken:

„Nu — was ischt jetzt au. Laß uns nimmer länger warte — gelt Alter, verzähl au!“

„Nu — so höret denn un lasse mich ruhig usspreche, nocher kennet er euer Sach au sage. S' wird nit dra fehle“, setzte er seufzend hinzu.

Der Kommerzienrath brannte sich eine Cigarre an, legte sich in den weichen Sessel zurück und begann:

„Ihr wißt so guet wie'n ich, daß der Karli, Gott hab en seelig, uns viel, viel Geld — über e Million zurücklasse het. Er het, eh' er hierher zoge'n isch, si G'schäfte in England vollständig abg'wickelt un zu baar Geld g'macht. Das wollt er wieder nutzbringend a'lege — do het en unser Herrgot abg'rufe un i war sin Erbe. Oft het er mer a'vertrauet, er woll grad in seiner Heimath un zum Vortheil vun sine Landeslüt Fabrike errichte. Unn wie's zum Sterbe kumme'n

isch, so het er mir, sin Bruder, s' Verspreche abgno, in sin Sinn die Pläne uszuführen un das zu thuen, an was en der Tod verhindert hat. Ich hab sin Wille'n in Ehre g'halte un die groß Hartgummifabrik un die Strohflechtereie i'g'richt. S' war Alles recht berechnet, so guet es en Mensch kann. Do sinn die schlechte Zite Humme, die amerikanisch Concurrenz bi den Uhre un kein Absatz him sine Strohg'slecht, zuletzt au no der Brand in der Gummifabrik — kurzum ums rund raus zu sage, vu dem Carli finer Erbschaft isch nit meh viel do, un wolle mer so fortlebe mit Equipasche und Dienerschaft, mit Aufwand un Badreise, so müßte mer z'letzt no's Unsrig agrife und das mag i nit und thue i nit. So jetzt reden' Ihr!“

Die Kommerzienrätthin saß da, todtensbläß, mit weit aufgerissenen Augen — endlich fand sie Worte:

„Unn die Villa müßte mer au ufgeh' unn kei Equipasche unn kei Livreebediente — do könnte mer jo net mit Ehre in Oberlindenburg blibe?“

„Mit Ehre — doch“ meinte der Kommerzienrath, aber, aber i fürcht, es wäre unanmüthig für dich, Alti, ohne des Getös. Nu — was meinst Du Rosel?“

„Was ich mein, Vaterle, was ich mein?“ rief das Rosel mit blizenden Augen und gerötheten Wanaen. „Wir ziehen nach Wildbach zurück und Du bist wieder der Altbürgermeister, vor dem Alles de Hut abzieht und wir sind deine Lüt.“

Da faßte der Alte sein Kind und drückte es an's Herz. „So isch es recht Rosel, Du bist mei tapfer Kind, Gott segen Dich. Nu un Du Alti?“ „Ach Gott, wenn's sei muß, und wenn wir hier andersch lebe müßte „und“ setzte sie unter Thränen lächelnd hinzu, „wenn Ihr so froh darüber seid, so — so geh'n wir halt miteinand nach Wildbach.“

„Hurrah“ — rief der Alte, faßte seine Frau um die Hüfte und wirbelte ein paar Mal mit ihr herum: „Hurrah! jetzt werd i wieder Altbürgermeister und der verdammte Kommercierath soll mintwege uf em Befestiel zum Schornstein n'usfliege!“

III.

Der Winter hatte sich eingestellt und in Wildbach war es wieder recht „unanmüthig“. Es regnete und „giziböhnlete“ durcheinander; dazu heulte der Wind und zerzauste die Strohz- und Schindeldächer — in den alten Holzhäusern krachte und rumorte es, als sei ihr letzter Tag gekommen. Freilich dem stattlichen steinernen Hause des Altbürgermeisters konnte der Wildfana Nichts anhaben; darum drillte er im Aerger die messinaene Wetterfahne auf dem Dache herum, daß sie ächzte und krächzte. In der getäfelten Wohnstube war

es aber wieder so behaglich; das Feuer im Kachelofen schnurrte und der Frühstückstisch war mit schneeweissen Linnen bedeckt wie vor 8 Jahren; — allein es waren nur 2 Personen im Zimmer, der Altbürgermeister und die Rosel. Als Kommerzienrätthin war die Frau Altbürgermeisterin etwas bequemer geworden. Wenn aber Vater Schomberger sonst auch manchmal brummte, wenn „die Alte“ nicht pünktlich zum Frühstück kam: heute war er mit der Saumseligkeit seiner Frau einverstanden; denn sie war ihm dadurch aus dem Weg, und er hatte nothwendig mit der Rosel allein zu sprechen.

Das Mädchen trug wieder den Wälderanzug mit der goldgestickten Kappe und war eifrig beschäftigt, den Frühstückstisch zu bestellen. Vater Schomberger aber ging mit großen Schritten im geräumigen Zimmer auf und ab und pfiff leise die Melodie eines Volksliedes. Das war so seine Art, wenn er etwas vor hatte, was reifliche Ueberlegung verlangte. Endlich trat er zum Ofen rückte den gepolsterten Lehnstuhl zurecht und setzte sich bequem hinein.

„Rosel“, rief er halb laut, „Rosel hol de Schemel und setz di zu mir wie d' als Chind thue hest, wann i der Währli erzählt hab.“

Rosel that wie ihr geheissen, und als sie zu des Alten Füßen saß, schaute sie mit ihren großen Augen ruhig und freundlich zu ihm hinauf.

„Was soll's mit mir, Vaterle?“

„Rosel“, sagte der Alte „Du bist mei brav's, lieb's Töchterle — Dich henn se nit verdorben in der Stadt. Du verdienst glücklich zu sei und was i derzu thue kann, soll g'schehe. I hab der oft g'sagt, wart ab — s' wird scho recht werde — chunt Zit, chunt Roth! Die Zit isch do. Heut red i mit der Mueter — i denk, sie wird jetzt vernünftiger si. Für alle Fälle hab i noch e Mittel sie unzuschtimme. Rosel — Mädle heul' nit — i mags nit läde — Rosel noch em Frühstück schick'ich es Lorle nuf ins Forsthus uf d' Holzmatte, i loss mer d' Ehr usbitte un de Herr Walter zum Mittagessen ilade. S' isch zwar nit fein, wammer's erscht

am selbe Tag thut — aber i denk, er nimmt's doch an.“ Da sprang s' Rosel auf, fiel ihrem Vater um den Hals, und trotz des Verbots weinte sie bitterlich. Und auch dem alten zähen Wälder rollten ein paar dicke Tropfen über das faltige Gesicht. —

„Rosel, jetzt isch's gnueg. Wisch d' Auge us, daß d' Mueter nit merkt, si wird glei do si, und noch em Frühstück laß uns ellei — i hab mit diner Mueter z'rede. —

Die Altbürgermeisterin kam endlich herab, und die drei Personen setzten sich zum Frühstück.

Etwas mußte die Alte doch gemerkt haben; denn als die Rosel hinausging, sagte sie etwas

verwundert zu ihrem Mann: „Was hat denn des Mädle — es strahlt ja im ganze Gesicht unn het au verweinte Auge?“

„Ja“, sagte der Altbürgermeister, indem er seine Frau bei der Hand nahm, „ja s' isch was — es Rosel will hirothe.“

„Hirothe“ — schrie gereizt die Altbürgermeisterin. — Hirothe und das erfahr' i z'letscht — i d' Mueter. Und wen au — wann mer froge darf?“

„So ebe drum erfahr'st so spät — de Walter vu der Holzmatte.“

„Nun und nimmermehr, so lang i leb. Das laß i mer nit anthue — do kann die Rosel noch andre Parthiee mache!“



Der Mai war noch nicht da und es ertönte Weinen und Wehklagen in der Villa, denn der Garli war tot.

„Alti, do schwägt die Kommerzienrätthin us Dir — nit mei brave Altbürgermeisterin. Frau — Alti, gib mer d' Hand und hör mer zue. Heut isch e Sunntig, unn grad vor 30 Jahr war au e Sunntig. Damols isch drobe an der Holzmatte bi de Tanne e pracht's Wälder Mädle bim e junge Burscht g'stande. Das Mädle war e riche Buuretochter und der Burscht war e armer Uhrmacher, unn d' Eltern vum Mädle warn stolz uf ihren Richthum und habe nit läde wolte, daß die zwei enander hirothe. Der Burscht het an selbem Sunntig verzweifle wolte und het g'sagt, es goht nit; denn vum dem alte Hofsüre isch es Gered gange, ehender chönnet mer en Ambös im kalte Schmalz absiede, als den rumkriege. Aber

„Mädel war fescht und hat g'sagt: „I bi dein, so hat's unfer Hergott g'wollt, und kein Mensch soll uns trenne. Isch's so Alti — ischs so oder nit?“

Da weinte die Alte bitterlich und schluchzte: „So, Vater — s'isch so.“

„Un do het das Mädle dem Burscht de Rosmaribusch geh', den's mit in die Landolinkapelle g'noe het an selbem Sunnti und e Ringli derzu, zum Pfand, daß es si Wort hält. Un's het's g'halte un“ — da faßte der Altbürgermeister seine Frau um den Hals — „un isch mei liebe Frau worden, mit der ich e lang's Lebe durch in Freud un Leid glücklich g'lebt hab. Un do“ . . . Da stand er auf und holte ein kleines geschnitztes Kästchen, das er auf dem Fenster Sims unter seinem Taschentuch liegen hatte, öffnete es „un do isch das Ringli un der Rosmaribusch, den De mer heut vor 30 Jahre als Pfand gebe hescht. Nimm's in d' Hand und dann sag, wilscht Du bei einzig Kind glücklich sehe oder soll der Hochmuth schuld an sim Unglück si. Sag Alti — jetzt entscheide!“

Da stand die Bürgermeisterin auf und wollte ihrem Manne die Hand küssen, was er aber nicht duldete, sondern sie sanft an sich zog.

„So freili will i's Glück vun mein Kind, Du hescht recht, wie immer, und i war e dumme, eitle Närri — Du hescht mi kurirt und hoffentli für immer.“

„So isch recht, jubelte der Schomberger und schritt zur Thüre hinaus.

„Rosel schick 's Lorle uf d' Holzmatt.“

Lorle ging ab; Rosel aber wußte nicht, wie sie die Zeit verbringen sollte, bis jene wieder kam. Bald lief sie in die Stube, bald in die Küche, bald in den Keller, zuletzt aber auf das Dachstübchen; denn von dort aus konnte man weithin den Weg von der Holzmatt überblicken. Endlich eilte Lorle daher flinken Schrittes, und es war kein Zweifel mehr: Herr Walter hatte zugesagt. „Ja“, richtete das Mädchen aus, „er wolle kommen, wenn der Herr Oberförster vor 11 Uhr nicht eintreffe.“

Nun mußten abermals drei Stunden banqer Erwartung verfließen. Rosel besorgte indessen die Zubereitung des Mittagessens; Lorle stund

ihr treu zur Seite und gab acht, daß nirgends zu viel Salz hineingethan würde. Feine Nudelsuppe mit Kapuun sollte den ersten Gang bilden. Hierauf folgten selbstgezüchtete Forellen, blau abgekostet, dann saftiges Ochsenfleisch mit Herzenssalat, Braten mit zarten Zuckererbsen und endlich ein schmackhafter Brodaufschlag nach eigenem Rezepte. Vater Schomberger hatte seinen Marktgräser-Ausstich angezapft und solchen nicht übel befunden.

Zwölf Uhr schlugs und Walter war noch nicht erschienen, und schon dampfte das bereitstehende Mittagsmahl. Alles stund in Erwartung. Rosel aber stahl sich hinauf in das Dachzimmer, lehnte sich an's Eckfenster und blickte lange und bange hinaus in die Weite. „Ob er wohl kommen wird?“ Da verschleierte sich ihr Blick; große Thränen trübten die Augen und rollten brennend über die gerötheten Wangen. Sie wischte sie fort u . . . „Er kommt!“ rief sie und eilte hinab zum herzlichen Empfang.

Bald saß sie freudestrahlend neben ihrem schmucken Bräutigam. Da ergriff der Alte sein Glas mit goldenem Marktgräser: „Jetzt sind wir wieder glücklich. Allzuviel ist ungesund. — „Guet isch guet — und besser oft nit besser.“ Der Herr bewahr uns das bescheidene Glück und dabei die Zufriedenheit. Darauf wollen wir anstoßen.“



„Na, Sie hob'n mich schön erschreckt, H. cr!“

Auffi und abi.

Bekanntlich war die Gemahlin des verstorbenen Großherzogs Ludwig III. von Hessen, Mathilde, eine Tochter des Königs Ludwig I. von Baiern. So lange die Großherzogin lebte, kam der König — besonders wenn er im nahen Aschaffenburg residierte — öfters nach Darmstadt oder auch in's sogenannte Fürstenlager bei Auerbach, einem reizend gelegenen Städtchen an der hessischen Bergstraße, um seine erlauchte Tochter und deren Gemahl zu besuchen. Der König war dann meistens sehr heiter und vergnügt, und wußte sich in seiner lebhaften Weise gut zu unterhalten. Gelegentlich einer Familientafel erzählte er ein kleines Abenteuer, das ihm in München mit einer Schildwache begegnet war.

Der König ging nämlich im englischen Garten spazieren und traf, weit draussen, an einer einsamen Stelle, auf eine Schildwache, welche, als sie Jemanden kommen sah, schleunigst Etwas in den Waffenrock schob. Auch blickte der Soldat misstrauisch auf den Spaziergänger. Da dieser aber in Civilkleidern ging, entwölkte sich die Stirne des biederen Kriegers bald wieder und er sagte gemüthlich zu dem Unbekannten:

„Na, Sie hob'n mich schön erschreckt, Herr!“

„So“, sprach der König im Münchener Dialekt, „hob'n S' denn villeicht a bö's G'wiss'n?“

„No, dös grad net“, antwortete der Soldat, „aber schaur' S', i bin erst ganz kurz hier in München un' kenn' no Niemand. Un' der König that manchmol do 'raus spazier'n. No hob' i grad wos g'essen, dös derf der Soldat nit auf Wacht, un' do hob' i 's glei' uner die Jacken do a'schob'n. Aber jetzt ess' i glei' weiter, denn 's is wos zu Guts, un' 's wird jo nit wieder Laner kemme, wos manen S'?“

„I glaab net!“ antwortete der König. „No sosen S' aber e mol, wos hob'n S' denn Gut's z'essen?“

„Wissen S' wos, roth'n S' amol“, antwortete die Schildwache.

„No“, meinte der König, „villeicht hoben S' aan Schweinsbrot'n?“

„Jo Schweinsbrot'n! dös is wos Guts, aber so hoch steig i net; abi!“

„Hob'n S' villeicht aan Kalbsbrot'n?“ fragte der König weiter, den die Treuherzigkeit des Soldaten höchlich amüsierte.

„Is aa wos Guts, aber abi, fog' i, roth'n S' weiter!“

„Villeicht aan Schink'n?“

„Schink'n loss' i mir scho g'fall'n a, aber heut net; abi!“

„Do hob'n S' gewiß aan Schweizerkas? rieth der König weiter.

„D geh'n S' zu mit Ihr'm Schweizerkas!“ lachte der Soldat; wos i hob, is viel besser, ober abi, fog' i!“

„No, do hob'n S' villeicht gar aan Rabi?“ rieth der König belustigt.

„I nadirli, fast groth'n, aber zwoa Rabi fans; den aanen hob' i schon beinah g'essen un

den andern hob' i noch; villeicht kann i dienen! No nor zu g'griff'n un net scheniert.“

„Dank vielmol“, sagte der König, „loss'n S' sich die Rabi gut schmecken, i muß jetzt zum Mittagessen un will mir 'n Abbedit net verderben, adje!“

Als der König ein paar Schritte gemacht, rief die Schildwache, welche munter den Rest des ersten Nettigs verzehrt hatte, auf einmal: „Sie! hören S' doch amol!“ Der König wandte sich um.

„Woll'n S' nit so gut sein, un' mir sog'n, wer Sie san? Sie war'n so freundlich, do möcht i doch aa wiss'n, mit wem i die Ehr' g'hobt hob'?“

„Do bleibt nix anderst iwrig, als daß Sie aa roth'n“, sagte der König; „Sie hob'n mich aa roth'n loss'n.“

Die Schildwache biß kräftig in den zweiten Nettig, sah den König scharf an und sagte: „No, Sie san villeicht aa Kanzlist oder so wos?“

„A Kanzlist is wos ganz Schöns“, sagte der König, „aber auffi!“

„Do san S' wohl 'n Herr Assessor?“

„Is aa wos ganz Schöns, aber auffi!“

„San S' villeicht goar 'n Herr Roth?“

„'n Herr Roth is wos ganz Schöns, aber auffi!“

„No san S' am End goar 'n Herr Direkter?“

„Dös loss' i mir aa g'fall'n“, sprach der König; „so 'n Herr Direkter is ganz wos Schöns, aber auffi fog' i!“

„Die G'schicht' g'fällt mer“, sprach die Schildwache, „un' i freu' mi, daß i d' Ehr' hob', so'n hob'n Herrn kennen z'lerne; drum will i jetzt aber 'e mol wos Tüchtig's roth'n: Sie san g'wiss'n 'n Herr Excellenz?“

„Is wos recht Schöns, aber ich fog' Ihne, auffi!“

„Do — san S' am End' goar — der König?“ — rief der Soldat und riß die Augen weit auf.

„Grod' g'roth'n!“ antwortete der König.

„Jesses, Mari' un' Josef!“ rief der Soldat verblüfft, „do halt'n S' um Gottes Will'n nor glei' mol den Rabi, daß i pressentier'n kann!“

Der König thats, die Schildwache präsentierte — und vergnügt schieden Beide von einander.



„Do san S' am End' goar der König?“



„E Wohlthat.“

er verstorbene Herzog von X. war ein gar leutseliger Herr, welcher außer verschiedenen sonstigen guten Eigenschaften, auch ein vortreffliches Gedächtniß besaß. Er kannte nicht nur die meisten Einwohner seiner Residenz persönlich, sondern er wußte auch vielfach ihre Steckpferde, ihre kleinen Schwächen und Gewohnheiten.

In X. wohnte nun ein Spenglermeister, Namens Lindner; der wäre gar zu gerne Hofspengler geworden; denn keine schönere Zierde konnte er sich träumen, als das Herzogliche Wappen über seiner Thüre. Er würde es selbst aufs Schönste gefertigt und herrlich vergolbet haben. Trotz verschiedener Anstrengungen wars ihm jedoch nicht gelungen, dieses Ziel zu erreichen. Trotzdem aber war er stets bei guter Laune. Hatte er eine große Arbeit vollendet, so sprach er: „e Wohlthat!“ — War er mit dem Mittagessen fertig, so drückte er seine Befriedigung aus mit den Worten: „e Wohlthat!“ — Regnete es, was vom Himmel konnte, so war das „e Wohlthat“. Selbst als er bei Glatteis in die Gasse fiel und etwas übel zugerichtet nach Hause kam, begrüßte er seine Frau mit den Worten: „Du Marie, nüchtern auf. Sie ging wie das Einmaleins. Endlich kam die Zulassung zur Audienz. Zwar klopfte dem Biedermann ein wenig das Herz, als er in vollem Wichte von seiner Frau Abschied nahm; indessen sagte er muthig: „e Wohlthat, Marieche! ich werd' ihnen schon was zeigen droben im Schlosse!“

In Vorzimmer zum Empfangssaale waren noch einige Personen, die nach und nach vorgelassen wurden. Nun traf die Reihe Herrn Lindner: gravitatisch schritt er hinein, jeden Augenblick bereit, die trefflich einstudierte Rede loszuschleusen. Da öffnete sich die Flügelthüre; der Herzog trat aus seinem Arbeitskabinete ihm entgegen und sprach in leutseligster Weise:

„Ah, guten Morgen, mein lieber Lindner, nicht wahr, e Wohlthat?“

„E Wohlthat, Hoheit!“ erwiderte der Hofspenglermeister, machte dabei einen tiefen Krachfuß, und als er wieder aufgerichtet war, hatte er den Anfang seiner Rede vergessen.

„Ja, ja, e Wohlthat!“ fuhr der Herzog fort und nickte Lindnern dabei freundlich zu.

„E Wohlthat, Hoheit!“ versetzte derselbe und machte von Neuem einen Bückling.

„O gewiß, e Wohlthat“, antwortete der Herzog und winkte gnädigst zum Abschiede. — Lindner vollführte noch einen Bückling und zog sich langsam nach der Saalthüre zurück. Da fiel ihm plötzlich die einstudierte Rede wieder ein; schnell trat er noch einen Schritt vor und deklamirte:

e Wohlthat!“ Nur wenn er — natürlich ganz im Geheimen — mit Letzterer über den Hofspengler sprach, blieb ihm die „Wohlthat“ im Munde stecken.

Der Hofsekretär des Herzogs aber war sein Schulkamerad gewesen. Eines Nachmittags kam dieser ganz aufgeregert ins Haus und theilte Lindnern mit: er werde, weil die Arbeit am neuen Palais so sehr zu allerhöchster Zufriedenheit ausgefallen sei, Hofspengler werden. „Ha, Freudenthen, e Wohlthat!“ rief Lindner, „darauf müssen wir eine feine Flasche trinken“. Und das geschah. Lindner war überglücklich, kaum konnte er die Ankunft der Urkunde abwarten. Nach etlichen Tagen lief diese ein und sofort richtete er ein Gesuch an den Hofmarschall wegen einer Audienz, um den unterthänigsten Dank mündlich abstellen zu dürfen. Gleichzeitig eilte er zum Schneider wegen eines neuen Fracks; Cylinderhut, weiße Handschuhe und Lackstiefel wurden besorgt, und was die Hauptsache war — eine feine Rede brachten er und Frau Gemahlin Marie zusammen, worinnen in wohlgefügten Worten die tiefsten Dankgefühle dem Landesvater allerunterthänigst zu Füßen gelegt werden sollten. — „Allerdurchlauchtigster Herzog! Allergnädigster Fürst und Herr!“ so begann die Anrede und „Nachdem Ew. Hoheit huldreichst zu geruhen die Gnade gehabt haben...“, hieß es weiter.

Jeden Abend vor dem Schlafengehen hörte Frau Lindner den Ehegemahl ab und jeden Morgen sagte der Hofspengler die Rede zweimal

„Allerdurchlauchtigster Herzog!“
 „E Wohlthat!“ antwortete dieser und nickte wieder.

„E Wohlthat!“ versetzte Lindner und verschwand durch die Saalthüre. Er eilte nach Hause.

„Nun, wie ist's gegangen?“ fragte Frau Marie den stolz daher kommenden Ehegemahl. „Wie ist die Rede ausgefallen?“

„Die Rede?“ antwortete Lindner, „ja so die Rede, e Wohlthat, Marie, lauter Wohlthat, nix als Wohlthat!“ — Nachmittags war die ganze Residenz voller „Wohlthaten“; den Herzog aber ergötzen sie noch bis an sein seliges Ende.



Jeden Abend vor dem Schlafengehen hörte Frau Lindner den Ehegemahl ab.

Ein unverfrorener Wirth.

Während eines der letzten Herbstmanöver ging es in der Krone in Spachdorf drunter u. drüber. So vornehme Gesellschaft hatte der dicke Kronenwirth schon lange nicht mehr beisammen gehabt, außer einem Brigadegeneral noch 4 Stabs-offiziere mit ihren Adjutanten — da gab's zu schaffen. Das war aber das Geringste. Sämmtliche in Spachdorf im Quartier liegenden Offiziere speisten in der Krone und fanden sich Abends dort ein.

Einmal war die Krone ohne Zweifel das beste Wirthsbaus im Neste; denn sie war das einzige, und wenn das auch nicht der Fall gewesen wäre — wo der Herr General speist, dort muß es gut sein. Da gab es nun vollauf zu thun und der Kronenwirth war ständig im Schweiß, so daß er die 6 Einquartierungstage für eine Badekur nehmen konnte für seinen Rheumatismus. — Aber auf die

Arbeit folgte auch der Lohn und schmunzelnd zählte der Gastgeber die schönen blanken 20-Markstücke, obgleich er die Bankseine auch nicht verachtete. Nur eines nickte ihn — bei all' seiner

Schlaueit hatte er einen dummen Streich gemacht.

Er hatte einen vorzüglichen Rothwein, den er im ersten Jast, nur zu 30 Pfennig das Viertel angefeht hatte und mußte nun den Aerger erleben, daß die Herren Offiziere, ja selbst der Herr General, den „schönen Rothwein“ tranken und seine theuren petschierten und etiquettierten Weine stehen ließen. Das war nun ein Umstand, der dem biedern Kronenwirth alle Freude an seinem Gewinn verdarb; er mußte sich vorwerfen, daß er an der Sache die Schuld trage.

„Ich bin zu ehrlich

für einen Wirth, ich komm' zu Nix — großmüthige Gastwirth und barmherzige Räuber kriegen Nix,“ sprach er zu sich selbst, als er sich, von Gewissensbissen gefoltert, auf seinem Lager wälzte, „aber was jetzt machen, ich kann doch bigott, den Wein jetzt nit einsegneln und e goldne Etiquette d'rauf pappen. Halt — ich hab's, so kann's gehen — morgen schon wird's geändert, ich will meine Nachtruhe haben. Als nun die Herren zu Tische kamen und ihren Rothwein tranken, zog einer um den andern ein schiefes Gesicht. Der süßige, schöne Wein hatte sich über Nacht in einen Sauremus verwandelt, der geeignet war, eine Feldflasche durchzuätzen.



„e Wohlthat, Gobeit!“

Nachdem sie gegenseitig ihre Meinung ausgetauscht, brach's los und wie billig, stellte der Herr General höchstselbst die Interpellation: „I sagen Sie einmal, Herr Jast-

jeder, det is wohl n'e andre Sorte von Wein, als der, den wir jestern bekommen. Nannu — wie?"

Mit größter Seelenruhe sagte der entlarvte Kronenwirth:

„Lisett, — die Herre händ's bigott g'merkt, bring Se in Gottsname wieder vum Alte!“

Ein Salomonisches Urtheil.

Es ist jetzt über 300 Jahre, da ereignete sich in Mößkirch ein arauenhafter Vorfall. Ein Metzger hatte 2 Büblein, eines von 10, das andere von 8 Jahren. Diese Kinder nun waren oftmals zugegen, wenn der Vater ein Schwein oder ein Kalb abschlachtete, wie es ja leider heut zu Tage noch oft geschieht, daß man die Kleinen bei solch' blutiger Arbeit zuschauen läßt, was im Interesse der Kinder streng vermieden werden sollte. Damals nun war die Folge eine entsetzliche.

Eines Tag's, als der Metzger über Land war, um Vieh zu holen, die Mutter aber im Hause beschäftigt, waren die Kinder sich selbst überlassen, und der ältere Knabe machte den Vorschlag, „Metzgerles“ zu spielen. „Du,“ sagte er zu seinem jüngeren Bruder, „machst das Schwein und ich den Metzger.“

„Das will ich,“ antwortete das Kind, „Du mußt mir aber versprechen, daß Du mir nicht wehe thust.“

„Du darfst nur gleich schreien, wenn Du es spürst, dann hör ich auf.“

Der Kleine war es zufrieden; sie holten mit einander eine Bank in den Hof und aus der Kammer das Metzgermesser des Vaters. Der jüngere Bruder legte sich auf die Bank, ward von dem ältern mit Stricken festgebunden, ahnte das Geschrei eines Schweines nach — und der ältere durchschnitt seinem Brüderlein die Kehle.

Den Schreck der Mutter, als sie das grausige Werk sah, kann man sich denken; der zurückgekehrte Vater that verzweifelt, und der Jammer ward

noch größer, als der unglückselige Thäter von dem Maleszgericht als Mörder gefänglich eingezogen wurde. Alles bedauerte die armen Eltern; allein das konnte nicht helfen: es mußte der Gerechtigkeit freier Lauf gelassen werden. So kam der Tag des Gerichts heran. Wie es damals üblich, wurde das „Thing“ mit freien Mannen besetzt, auf offener Straße abgehalten und der jugendliche Mörder vorgeführt. Alle Umstände waren bekannt und der Thäter geständig — wurde er als zurechnungsfähig erachtet, so mußte er zum Tode verurtheilt werden.

Wahrlich das Amt der Thingleute war kein leichtes. Ehe sie das Urtheil fällten, beriethen sich die wackern Mannen und, bei Gott, das Mittel, welches sie fanden, um ein gerechtes Urtheil zu schöpfen, war ein so kluges, daß es dem berühmten salomonischen Urtheil gleichkommt und verdient, der Vergessenheit entriszen zu werden.

Der Obmann, der den Stuhl besetzt, rief den Knaben, welcher keinen rechten Begriff von seiner gefährlichen Lage zu haben schien, vor und sprach ihn wohlwollend an.

„Bub, sieh' hier, weil wir dich so lange eingesperrt, wollen wir Dir Etwas schenken. Du darfst wählen: Da liegt ein blanker Goldgulden und neben d'ran ein rothbädiger Apfel.“

Welches von den beiden Dingen willst Du zu deinem Eigen machen?“

Der Knabe griff nach dem Apfel!

Da sprach der Stuhlmann:

„So fälle ich das Urtheil: Der, so den Mord begangen, ist noch ein Kind und weiß Gutes vom Bösen nicht zu unterscheiden. Er ist des Todes nicht schuldig. Doch soll er seinen leichtfertigen Eltern genommen und bei redlichen Leuten erzogen werden.“

So sprach vor 300 Jahren ein Schwäbisches Volksgericht.



Der Stuhlmann sprach zum Knaben: „Welches von den beiden Dingen willst Du zu deinem Eigen machen?“

Bauernpolitik.

Es war zur Zeit, da im 30jährigen Krieg die Schweden am Bodensee hausten, als in einer stockfinstern Märznacht an den geschlossenen Läden eines der letzten Häuslein von Espasingen gewaltig angeklopft wurde. Der Besitzer des Hauses, ein armes Bäuerlein, welches sich mit seinem Häuslein Kinder in der schweren Zeit kaum erhalten konnte, erhob sich frierend von seinem Laubsack und trat zum Fenster, um zu erfahren, was man von ihm wolle. Auf seine schüchternen Frage antwortete eine grobe Stimme:

„Herauskommen sollst Du, Hund, oder wir zünden Dir die Baracke über dem Kopfe an.“

Diese Aufforderung war von einem dröhnenden Schlag an den Laden begleitet, und da das aufmerksame Ohr des Bäuerleins noch das Geklirr von Waffen und das Stampfen von Pferdehufen vernahm, so ergab es sich in sein Schicksal, zog die Jacke über und öffnete die niedere Thüre.

Vor seiner Hütte hielt ein Reiterhauf von 6—8 Mann, und Einer, welcher der Führer zu sein schien, schnauzte ihn an:

„Wo steckt der Hund so lange und läßt uns in Nacht und Regen warten — ich hätte gute Lust, Dir die Fuchtel um das Ohr zu legen, verfluchter Bauer. Nimm Einer den Kerl an die Leine, daß er nicht entzischen kann.“

Ein Reiter sprang ab und schlang mit einer Gewandtheit, welche zeigte, daß er dieses Manöver schon öfter ausgeführt, dem zitternden Bäuerlein den Strick um den Hals, machte einen Laufknoten daran, stieg wieder zu Pferde und befestigte den Strick an den Halstern.

„Lustig nun vorwärts. Du, Bauer, zeigst uns den Weg nach dem Twiel auf dem Seitensträßlein durch den Wald. Führst Du uns irre, oder

willst Du durchgehen, so ist Dir meine Handrohrkugel sicher. So, Leute, jetzt laßt auftreten.“

Rücksichtslos trabten die Reiter drauf los und der unglückliche Führer mußte nebenher springen. So ging es, so lang der Weg eben und das Land frei war. Als der Trupp jedoch an den dunkeln Wald kam, konnte die rasche Gangart nicht beibehalten werden, und die Reiter fielen in Schritt, wofür das athemlose Bäuerlein Gott dankte.

Die Nacht war stockfinstern, und besonders in diesem Waldweg konnte man die Hand nicht vor den Augen sehen.



Der Bauer sprach: „Wir wollten, die Kaiserlichen wären eine Suppe, die Schweden die Knöpfe drin, und der Teufel käm' und frähe sie in einer Nacht aus.“

gut gelaunt — wenn Du uns ehrlich sag'st, für wen Du gesinnt bist, für die Kaiserlichen oder für die Schweden, dann laß ich Dich von dannen — also sprich.“

„Nein“, meinte das Bäuerlein, „ich sehe in der Nacht eure Farben nicht und weiß daher nicht, was Ihr für Volk seid. Ich kenn' die Reiterpässe. Sag ich, ich wäre für den Kaiser, so sagt Ihr, Ihr wäret Schweden und ekenso umgekehrt. Nein, nein Herr — mein Buckel judt mich nicht.“

„Aha, der Fuchs hat was gelernt im Krieg,

„Lutz — führ' den Bauer da vor“, befohl der Führer, „ich will den Kerl einmal ausfragen.“

Der arme Teufel wurde an dem Stricke vorgezerrt und mußte in tiefem Schmutze zwischen den beiden Pferden waten

„Schlechter Weg, Bauer, doch eures Gleichen ist das Dreckschmutz gewöhnt. Wie weit ist's noch zum Twiel?“

„In 3 Stunden können wir ihn erreichen. Wenn wir aus dem Walde sind, haben wir glatte Straße, dann — —“

„Dann — sollen wir Dich laufen lassen, heim zu deiner Alten ins warme Nest. Du bist nicht auf den Kopf gefallen, Bursche. Nun höre — ich bin heut

doch Du kannst ruhig sein. Reiterparole darauf, es geschieht Dir Nichts, wenn Du ehrlich deine Meinung sagst."

"Hm", sprach das Bäuerlein, "so will ich's wagen. Wir Bauern, Herr, sind so gesinnt: Wir wollten, die Kaiserlichen wären eine Suppe, so groß, wie der Bodensee, die Schweden aber die Knöpfe drin. Wenn dann der Teufel käm', und fräße in einer Nacht die ganze Suppe aus: dann Herr — dann wär' uns Bauern am wohlsten. Das ist unsre Meinung. Nichts für un- gut."

Damit sprang der Schlaupfopf seitwärts in die Büsche; denn während der Erzählung hatte er, da Niemand es beachtete, den Kopf aus der Laufschlinge gezogen.

Der Reiter, welcher die leere Leine in der Hand behielt, riß sein Handrohr aus dem Halfter, zog den Nachschloßbahnen auf und wollte auf den Flüchtigen Feuer geben.

"Laß gut sein Luß!" sprach aber der Führer, "laß gut sein; denn einmal wär das Kraut verschwendet: Du triffst den Racker doch nicht, und dann, weiß Gott, der Keil hat so Unrecht nicht.

Trabt zu, der Morgen kommt — dort liegt der Twiel!"



Der gestrenge Herr Baron konnte mit seinem schärfsten Nasenzwicker das Gelb' vom Gelben nicht mehr unterscheiden.

Der kluge Rath.

Daß es auch unter den Malern bisweilen praktische Köpfe gibt, besonders wenn Einer eine geschickte Frau hat, das beweist folgende Geschichte. Baron von Felsenmaier hatte eine große Sammlung von Rüstungen, Waffen und sonstigen Folterwerkzeugen aus der Ritterzeit, über 500 Stück. Als er dieselben wieder frisch geordnet hatte, wollte er jeden Gegenstand mit einem Schild versehen und benamsen, damit man wisse, was es sei, woher und wozu, so daß nicht etwa Einer einen rostigen Haudegen für das flammende Schwert halte, womit einstens der Erzengel Gabriel den Eingang zum Paradies bewachte. Aber die Sache mußte Schick bekommen; also ging er zu einem Kunstmaler in der Nachbarstadt und bestellte über 500 Schildchen. Jedes sollte nebst der Aufschrift zudem mit dem far-

bigen Familienwappen des gnädigen Herrn geziert sein; denn der Baron hielt große Dinge auf sein Geschlecht. Damit aber der Künstler in den Farben sich nicht vergreife, überließ er ihm das ächte Familienwappen als Vorbild; allein er müsse Acht darauf geben.

Das war für unseren Künstler nun freilich ein geisttödtendes Geschäft, so 500 Wappen zu malen, einen wie den andern. Weil er aber noch nicht lange verheirathet war, so tröstete er sich mit dem guten Verdienst bei der schlechten Zeit, und schon nach fünf Wochen konnte er dem Herrn Baron die fertige Arbeit vorlegen und verlangte dafür rund 50 Mark. Der gnädige Herr erschrak über die hohe Summe und meinte: wenn

er hätte überpinselt sein wollen, so wäre er lieber gleich zu einem Ladirer gegangen. Darum prüfte er strenge die Arbeit mit bewaffnetem Auge, ob alles in Ordnung sei, und wie er die Farben vergleicht: richtig da war im Mittelfelde das Gelbe falsch, ob zu dunkel oder zu hell, das konnte er freilich nicht angeben, genug, es war eben nicht der noble Ton, wie auf dem Musterwappen. In der That mußte der Maler selbst zugeben, daß das Familiengelb des Herrn Barons etwas schmutziger sei — als sein eigenes; das sei ganz natürlich; allein auf einer geringen Abweichung herumreiten, das sei Alesanzerei.

"Was? Alesanzerei!" fuhr ihn unwirsch der Baron an, "Sie malen mir die 500 Schilder frisch alle sammt und sonders, oder Sie bekommen keinen Pfennig! Haben Sie mich verstanden!" Kleinmüthig packte der Maler seine Waare zusammen, nahm auch das Urwappen mit und empfahl sich. Sein Weibchen empfing ihn daheim unter der Hausthüre; er schnauzte es brummig ab und begab sich auf seine Malerbude. Nun mischte er alle gelben Farben, die er hatte, durcheinander — umsonst, er konnte eben den verfluchten schmutzignoblen Ton nicht finden; immer kam er wieder auf sein eigenes Gelb zurück. Endlich legte er sich zu Bette, um darüber auszuschlafen, wie in solchen Fällen vernünftige Leute thun; aber des andern Morgens war er nicht klüger als Tags zuvor. Jetzt erst zog er seine Ehehälften zu Rathe und sprach: "Therese, was soll ich machen? — Die

Sache ist so und so." Therese bekam sich nicht lange und sagte: „Lieber Anton, das Ding ist ja höchst einfach: Eines richtet sich leichter nach Allen, als Alle nach Einem. Überstreichst Du des Barons Wappenmuster mit der nämlichen Farbe, mit der Du deine 500 Schilder gemalt hast, stimmt der Ton auf's Haar!“

„Gott wie klug sind doch manchmal die Weiber!“ rief der Kunstmaler entzückt und griff hurtig nach dem Pinsel. In weniger als fünf Minuten war das Riesengeschäft vollendet. Aber erst nach fünf Wochen und keinem Tag früher — faßte er den Muth, die Arbeit seinem hohen Gönner zwar nicht selber zu bringen, aber durch seine Frau vorlegen zu lassen. Mit klopfendem Herzen that die getreue Gattin den schweren Gang. Und siehe da! Der gestrenge Herr Baron kam mit seinem schärfsten

Nasenzwicker das Gelb' vom Gelben nicht mehr unterscheiden. Und als sie ihm noch betheuerte, ihr Mann hätte sich bald blind daran gemalt, und sie habe ihm noch helfen müssen: da floß es wie Thauwasser von seinem eisigen Herzen, und schnunzelnd drückte er dem hübschen Weibchen einen 50-Markschein in die Hand und auch noch Etwas darüber.

Was wird der Herr Baron von Felsenmaier denken, wenn er den 1883er Hausfreund liest?

„Er merkte sich das Sinngebiht:
„Mit einem Maler nörgle nicht;
„Denn, ist sein Weibchen keine Gans,
„Mächt sie sich an dem Alesanz.“

Der uneigennützigte Apothekersgehilfe.

In einer grimmig kalten Dezembarnacht läutet es um 12 Uhr zum wiederholten Male an der hiesigen Apothekerschelle. Endlich erscheint der schlaftrunkene Gehilfe, riegelt auf und öffnet knarrend die eingefrorene Thüre. Da trat herein Abraham Levi, der ehrfame Viehhändler allhier.

„Was wollt Ihr denn noch zu dieser späten Stunde?“ fragte ihn mislaunig der junge Mann.

„Gott der Gerechte: mein' Frau hat Higen; wollen Sie mir nicht geben ein Brauspulver für sie?“

„Wegen der Bagatelle da hättet Ihr nicht in

die Apotheke laufen und mich herausklopfen brauchen; ein Glas kaltes Wasser thut ja die gleiche Wirkung.“

„Gott, was sind Sie für ein gescheiter junger Mann, sprach der Gebräuer, dank für den Rath, 'ne ruh'ame Nacht!“

Wenn's Einer besser haben will.

Wenn Einer mit einem „Civilversorgungsschein“ ein Pöstle erhält, so ist's gerade keine nothwendige Folge, daß er auch „Civil“ d. h. höflich werde, wie folgende Geschichte zeigt.

In einem Städtlein, wo so gute Bratwürste fabriziert werden, daß schon der Dr. Luther seelig bis heute noch ein halb Duzend schuldig sein soll, stand früher in Amt u. Würde der Polizeidiener Högemeier, dem kein Mensch nachsagen konnte, er habe eine französische Erzieherin gehabt; denn der Edle war grob wie Bohnenstroh. Wie sich aber Alles ausgleicht in der Welt, so auch hier und: „Wo das Strenge mit dem Zarten, wo Starkes sich und Mildes paarten, da gibt es einen guten Klang. Der Herr Bürgermeister nämlich war ein feiner, äußerst liebenswürdiger Mann — er war das „Zarte und Milde“ der Polizeidiener Högemeier aber das



Portrait des Polizeidieners Högemeier.

„Strenge und Starke.“

Eines Tages schickte der Rathschreiber den Högemeier mit einem dringenden Schreiben auf das Bezirksamt. Der Weg dahin war freilich nicht weit, aber mit Hindernissen versehen — so etwa, wie man bei einem Hunderennen den Wettkämpfern verlockende Würste in den Weg legt. Vier, sage vier Wirthshäuser mußte der Polizeidiener auf seinem Dienstwege passieren, und da war es doch heilige Pflicht nachzusehen, ob darin nichts Ungebührliches vorkam.

Der Rathschreiber war aber gerade an dem Tage im Geschäftsdrange; er hatte noch mehrere Gänge für den Högemeier, und dessen langes Ausbleiben machte ihn suchsteneufelswild. Endlich um 1/4 auf 12 traf die alte Rothnase außer Athem ein und, ohne den Rathschreiber zu Wort kommen zu lassen, erzählte er ihm allerhand Räuber-

geschichten, die er unterwegs aufgeflesen, um den Erregten zu befänstigen. Damit machte er aber das Uebel nur noch ärger, und der mit Recht erboste Rathschreiber schnauzte ihn an:

„Hogemeier, ich verbitte mir das, ich bin nicht dumm genug mich anlügen zu lassen — ich seh' und riech' es deutlich, wo Sie gesteckt sind, das muß anders werden!“

Da kam er aber schön an. Was, dachte der Hogemeier, ich, der seiner Zeit der größte Sergeant in der 2. Grenadierkompagnie war, soll mich von einer verschrumpften, aktenstaubigen Schreiberseele schubriegeln lassen, was — Himmelherrgottsjack, und hageldick kam es heraus hinter seinem rothen Schnurrbart, der sich emporsträubte wie ein Dornbusch. Ein Dreschflegel war eine Sammetbürste gegen den Hogemeier.

Das wollte und konnte sich der Rathschreiber seiner Stellung wegen nicht gefallen lassen, und er lief schnurstracks zum Bürgermeister, dem er in einem gemischten Gefühle von Wehmuth und Entrüstung seine Klagen vorbrachte und zum Schlusse erklärte, so könne es mit dem versoffenen Bengel nicht fortgehen.

Da seufzte der milde und liebenswürdige Herr Bürgermeister, fragte sich hinter den Ohren und sprach sanftmüthig:

„O lieber Gott, was wollen Sie sagen, mir macht er's ja grad' eso.“

Gratis geliefert.

Die verstorbene Kaiserin Marie von Rußland war eine Hessen-Darmstädter Prinzessin, welche ihrer Heimath die wärmsten Sympathien bewahrte. So oft es die Verhältnisse zuließen, besuchte sie Darmstadt und Jüngenheim an der Bergstraße. An diesen

Besuchen theiligten sich jedesmal der Kaiser und die kaiserlichen Kinder.

Es war im Jahre 1867. Die russischen Herrschaften hatten sich wieder in Jüngenheim eingefunden. Großherzog Ludwig III. befohl daher, daß zu Ehren Kaiser Alexanders II. eine Parade abgehalten werden sollte. — Bekanntlich waren die hessischen Bataillone stets gut geübt und geführt, und die Truppen machten auch diesmal ihre Sache vortreflich, und befriedigt verließ der Großherzog mit seinem hohen Gaste den Paradeplatz. Auf dem Rückwege bemerkte der Kaiser: „Ich habe alles sehr schön gefunden, aber auch eine kleine Aenderung bemerkt.“

Der Großherzog: „Darf ich fragen, welche?“

Kaiser Alexander: „Die Artillerie trug früher weißes Lederzeug, was freundlicher ausah, als dieses tiefschwarze. Darf man wissen, weshalb diese Aenderung beliebt wurde?“

Großherzog Ludwig lachend: „O, rein aus Ersparnißgründen!“

Kaiser Alexander: „Diese möchte ich auch ein wenig kennen lernen; denn Bürsten und Wische kosten doch offenbar mehr als Kreide und ein Lappchen zum Auftragen der Kreide.“

Großherzog Ludwig: „Ganz recht, aber wir brauchen nur Bürsten anzuschaffen.“

Kaiser Alexander: „Und die Wische?“

Großherzog Ludwig: „Hat uns Bismarck im vorigen Jahre für lange Zeit gratis geliefert.“

Wer viel lacht, dem liegt wenig am Herzen. Weinen heißt, sich für besiegt erklären.

Das sicherste Gegenmittel gegen das Weinen ist der Stolz. Falschheit ist Feigheit und Lüge ist Schwäche.



Was, dachte Hogemeier, ich soll mich schubriegeln lassen, was, — Himmelherrgottsjack



„O lieber Gott, was wollen Sie sagen, mir macht er's ja grad' eso!“

der
spi
wi
un
M
Ro
fo
„H
nen
gef
Do
bro
Be
fein

son
thu
die
vor
Dr.
ver
sam
oh
fol

zu
St
den

fel
It
bef
geb
wa
Go
das
fin
in
Ed

Lo
vor
den
W

Die große Mythe.

(Ein Reisebild).



Is der Hausfreund seinen Kalender für das nächste Jahr fertig hatte, da war es ihm zwar leicht im Herzen, aber schwer im Kopfe;

denn das Kalenderschreiben ist heutzutage kein Kinderspiel, besonders, wenn man Jedem gut Wetter machen will. Kein Wunder also, wenn ihm der Kopf sumste und er nicht recht schlafen konnte. Wie er nun eines Morgens so dasaß mit seiner stehenden Nuzel über der Nase und ihm auch der Kaffee nicht recht munden wollte, so sprach zu ihm Frau Lottchen, seine bessere Hälfte: „Hör, Lieber, Du sollstest fort in die Schweiz. Wir können's ja machen, da der 1881er Kalender so guten Absatz gefunden hat. Ich lasse indessen daheim frisch tapezieren. Das Geschäft ist im Blei und unser Buchhalter ein brauchbarer Mann. Was meinst Du: so eine mäßige Bergtour wäre für dein verstauchtes Nervensystem gewiß keine Missethat!“

„Lieberes Weib, Du sprichst weise wie der König Salomo! In Gottes Namen, ich will Dir den Gefallen thun und mich erholen. Ein kluger Mann befolgt immer die Rathschläge seiner Frau, besonders wenn sie ihm vortheilhaft erscheinen. Seit mich der Oberbergsteiger Dr. D. durch Einhängung einer Clubkarte zum Alpenvereinsmitgliede gemacht, und seit ich seine Bergspitzen-sammlung unter Glas und Rahmen gesehen, habe ich ohnehin schon oft Lust empfunden, mir auch ein paar solcher Dinger herabzuholen.“

Gesagt, gethan. Schon mit dem nächsten Schnellszuge fuhr der Hausfreund in die Schweiz, stieg im Städtchen Zug aus, um am Fuße des Rigi vorbei nach dem alten Schwyz zu wandern.

Als er in der Nähe von Goldau über das Trümmerfeld des Bergsturzes dahinschritt, traf er Schaaren von Italienern, welche mit Erdarbeiten und Steinsprengen beschäftigt waren. Auf die deutsche Anfrage, was das geben solle, erhielt er die Antwort: „Strada ferrata“, was so viel heißt als Eisenstraße. „Aha, das ist ja die Gotthardbahn! Da kann man sehen: je großartiger das Werk, desto gewaltiger die Schwierigkeiten. Was sind die Hindernisse, welche sich einem Geschäftsmanne in den Weg legen, gegen die berghohen Steinblöcke und Schutthalben, die hier beseitigt werden müssen!“

Unter solchen Gedanken erreichte der Hausfreund den Lowerzer See. Er hielt Umschau in dieser reizenden, von Bergriesen umschlossenen Landschaft. Und als er den Schritt weiter lenkte, stieß er auf einen einsamen Wandersmann, welcher an einem Steinfindling herum-

hämmerte, Stücke losklopfte, sie genau betrachtete und sorgsam in seine Tasche schob.

„Guter Herr!“ redete der Hausfreund ihn an, „Ihr wollt gewiß steinreich werden! — Keine Antwort. — Da meinte der Hausfreund, der Fremde sei harthörig und rief: „He da! wenn Ihr so fort macht, werdet Ihr bald einen Esel brauchen, der Euch die Steintasche nachträgt!“

„Soll ich sie vielleicht Euch aufladen, alter Schwabe?“ versetzte der Mann und that einen scharfen Seitenblick. „Nichts für ungut“ entgegnete der Hausfreund, „ich hielt Euch für einen Steinklopfer; nun seh ich aber an eurer goldenen Brille, daß Ihr ein vornehmer Herr seid, mit dem man nicht gut Kirichen ist. — Lebts wohl!“

„Nicht so hitzig! wohin des Wegs?“ „Schwurstrads auf die große Mythe hinauf!“ „Wie! auf jenen steilen, himmelhohen Felszaden? Seid Ihr schwindelfrei und habt Ihr gute Lungen?“ „Ob oder ob nicht! fraget die Jrgendheimer. Ich habe einen Tritt wie ein Gemsbock und einen Blasebalg wie ein Dudelsackspfeifer.“

„Unternehmend seht Ihr wenigstens aus und ehrlich auch: wie wär's, wenn wir selbender diese Kletterpartie ausführten? Schon längst wollte ich die Steinart der rothen Mythenkuppel untersuchen — mit Euch könnt ich's wohl wagen.“

„Das ist gar kein Wagniß. Die Schwyzer haben ja vor einigen Jahren einen Felsensteig in die Kalkwände eingesprenzt; der sei wie eine Regelfahn, nur nicht ganz so eben. Seither wird diese Bergspitze von vielen Fremden bestiegen, sogar von jungen Damen, und alle kommen außer sich vor Mundschau und Entzücken.“ „Aber es sollen auch schon viele von dort droben heruntergefallen sein!“

„Das ist richtig. So ist es sogar dem Herrn ergangen, welcher den Berg den Reisenden zugänglich gemacht hat. Als nämlich der Weg fertig war und man auf dem Gipfel in der Schutzhütte das Erweihungsfest gefeiert hatte, eilte er beim Abstieg der Gesellschaft voran. An einer scharfen Windung glitt er aus, fiel von Fels zu Fels und stürzte, in Stücke zerschmettert, hinab in die ungeheure Tiefe.“

„Das soll doch keine Aufmunterung sein zu dieser Tour?“ sagte der Fremde. „Es scheint fast, Ihr wollet euren Begleiter handsüchen machen, um ihn loszutreiben!“ „Bewahre der Himmel! Ich reise nicht gern allein — schon wegen der Privatschnafen, die einen verfolgen. Indessen scheint Ihr, mein Freund, noch nicht von der Steigwuth der heutigen Fuhreisenden angesteckt zu sein; sonst würdet Ihr einen Berg um so lieber in Angriff nehmen, je gefährlicher er ist.“

Unter solchen und ähnlichen Plaudereien erreichten die zwei Wanderer die alte Stadt Schwyz. Und in der Post da kehrten sie ein, aßen Forellen, tranken ächten Waadtländer und sprachen dazu über Tabakssteuer und russischen Kaiser mord.

Des andern Morgens um 8 Uhr sollte die Eroberung der Mythe beginnen. Ein gemüthlicher Bergsteiger bricht nicht schon des Nachts um $\frac{1}{4}$ 3 Uhr auf, besonders wenn es nebelt, wie an diesem Tage. Der Hausfreund war von jeher vorsorglich und steckte noch aus der Küche ein kaltes Huhn zu sich und eine Flasche von dem Geftrigen, und so that auch sein Begleiter. Und nun traten sie, mit Regenschirmen bewaffnet, die verhängnißvolle Bergreise an.

Schweigend schritten sie dahin, der Begleiter voran und der Hausfreund hinten nach. Keiner wußte, wie der Andere heiße, was er sei und welcher Landsmann-

schaft er angehört. Und im Fremdenbuche stund es auch nicht; denn der Posthalter war nicht vorwiegend und ließ keines führen. Aber jeder hatte die Ueberzeugung, daß er es mit einem lebenswürdigen Reisegefährten zu thun habe, und das genügt vollkommen für eine Hochtour. Der Weg führte längs des Waldbaches dahin in mäßiger Steigung durch ein üppiges Gelände zwischen Bauernhöfen und Baumgruppen hindurch; der graue Nebel hing bleischwer über der Landschaft und raubte ihr Lichtglanz und Aussicht. Schon rieselte ein feiner Staubregen nieder; aus den obern Luftschichten herab grollte ein dumpfes Donnerngeräusch, und wie auf Kommando spannten die Wanderer die Regenschirme knarrend über die Häupter. Immer dichter fiel der Regen, immer gewichtiger prasselten die Tropfen auf die durchnässten Baumwolldächer nieder, so daß unsere Touristen sich endlich genöthigt sahen, Schutz und Obdach zu suchen in einer am Ufer gelegenen Viehhütte. Nun brach das Unwetter los in seiner ganzen Heftigkeit. Der Waldbach, welcher schon Tags zuvor durch einen Wolkenbruch aus seinen Schranken gedrängt worden war und große Verwüstungen angerichtet hatte, schwoll neuerdings an bis zum Austritte. Seine trüben Wogen stürzten schäumend und brausend ihre steile Felsenbahn herab und rissen unter furchtbarem Geräusch Steinblöcke und Astwerk wild mit sich fort. — Lange Zeit schauten die eingeregneten Bergsteiger dem tobenden Elemente zu. An eine Fortsetzung des Weges war vor der Hand nicht zu denken. Eine volle Stunde mochten sie bereits thatlos in dem Kuhstalle zugebracht haben, als ihnen dieser ländliche Aufenthalt denn doch allgemach anfangs langweilig vorzukommen. Der Hausfreund hielt Umschau in dem duffenden Raume und entdeckte in einer Ecke ein gar kurioses Instrument, wie er solches noch niemals gesehen hatte.

„Das ist eine Feueresse mit Windtrommel und Flügelrad“, sagte sein Begleiter mit Kennerblick, trat hinzu und machte allerlei kunstgerechte Versuche damit. Der Hausfreund wollte eben sagen: „Ihr seid gewiß ein Mechaniker“; aber er hielt damit zurück; denn sonst hätte er wohl auch gestehen müssen, daß er selber Kalandermacher sei, und dieser Titel klang ihm denn doch in der dumpfigen Viehhütte nicht voll genug. Darum ließ er sich lieber über den Zweck der Maschine unterrichten und erfuhr, daß selbige zum Löthen von Wasserleitungsröhren gebraucht werde, welche man vermuthlich in der Nähe lege. In der That fanden sich noch andere Geräthschaften hier vor, die darauf hinwiesen, so z. B. ein Topf Mennigfarbe sammt Pinsel. Der Begleiter hob sofort die Stallthüre aus und befahl dem Hausfreund, sich als Modell an den Thürpfosten zu lehnen, that sodann mit dem Pinsel einen vollsaftigen Griff in die rothe Farbe, und in wenigen Minuten prangte das lebensgroße Bildniß des Hausfreundes mit Flammenzügen auf der Stallthüre, freulich getroffen, sogar bis auf den schweißenden Flaschenhals, der aus der Rockflügeltasche verlockend hervorguckte.

„Alle Wetter!“ rief der Hausfreund laut, setzte aber still in Gedanken hinzu: „Hätte der Mensch da lange Haare und Delflecken an den Rockschößen, würde ich ihn für einen leidenschaftlichen Nembrandtmörder halten, so teuflisch mächtig versteht er mit dem Pinsel zu hantieren.“ Der Anblick des schlechtverforten Flaschenhalses aber gemahnte ihn, ein längst gefühltes Bedürfnis zu stillen. Er that einen kühnen Hintergriff, zog die dickbauchige Weinflasche so gewaltsam aus dem Rockfack, daß selbiger sich umfüllte und ellenlang hinten herausging; dann aber faßte er Stellung, wie Einer, der einen Feldstecher probieren will, und nahm einen kräftigen Schluck. „So,

das hat gut gethan!“ sprach er mit einem behaglichen Handschlag auf die Magenengegend und schoß einen mitleidigen Seitenblick auf den Maler, der mit solchem Eifer sich in sein Kunstwerk vertiefte, daß er darüber jeden achten Lebensgenuß zu vermissen schien. Weil es aber für einen Nichtmaler kaum etwas Langweiligeres gibt, als einem Farbentünstler zuzusehen, so trat der Hausfreund zum Stalle hinaus, um das Wetter zu erforschen. „Die Wolken haben sich gebrochen“, rief er zur Thüre hinein, „es heitert sich auf; es ist bereits um die zwölfte Stunde; wir sollten doch daran denken, unsere Reise fortzusetzen!“

„Und Guer Bild?“ fragte der Maler.

„Gerne würde ich es Euch abtaufen und auf dem Rücken mit fortzuschleppen; aber vermuthlich darf man auch in der freien Schweiz keine Stallthüren stehlen.“

„Nun, aber Ihr erlaubet doch, daß ich es hier ausstelle?“ Und mit diesen Worten hängte der Künstler die Thüre wieder in die Angeln und zwar mit der Bildfläche nach außen. Beide verließen ihr Obdach und nahmen lachend Abschied von dem Kuhstalle, den sie zu einer Kunsthalle gemacht.

Der Weg, welchen sie jetzt gingen, war holpericht und steil und bot das Bild eines mächtigen Sturzabaches. Nach einem halbständigen Fußkampfe mit dem nassem Elemente erreichten sie die „Kapelle zu den vierzehn Nothhelfern.“ Auf der Kniebank unter dem Portale ließen sie sich säkhaft nieder. Der Hausfreund leerte das überflüssige Wasser aus den Stiefeln, dann aber auch den vorräthigen Waadtländer aus seiner Flasche und erbarnte sich in schweigender Andacht des kalten Geflügels.

Der Begleiter jedoch trat sofort in die Kapelle und forschte nach alten Bildern, Schnitzereien und Inschriften. — Neben dem Altare stand ein unvergeschlossenenes großes Harmonium mit Pedal und vielen Registern. Da außer ihm keine Seele in dem Gotteshause war, setzte er sich an das Instrument und spielte einen figurirten Choral, und zwar mit solcher Meisterhaftigkeit, daß der Hausfreund vollbächtig und laudend hineinstürzte und über das neue Talent seines Begleiters fast einen Fluch der Verwunderung ausgestoßen hätte, wäre das nicht an geheiliger Stätte doppelt sündhaft gewesen.

Als die letzten Accorde verklungen waren, trat er zu ihm hin und sprach mit Nüchrigkeit: „Ihr seid ein wackerer Organist und schlaget die Orgel besser als mancher Kapellmeister in der Residenz.“

„Seid Ihr auch musikalisch?“ fragte der Orgelspieler. „Einigermassen! Jetzt zwar treib' ichs nicht mehr; aber als Schulknabe hab' ich in unserer Kirche hie und da den Blasbalg getreten. Bitte, spielt weiter!“

Nun folgte ein Phantasiestück der rührendsten Art, so eines aus q-moll. Dem Hausfreund wäre bei dieser feuchten Witterung das Wasser fast auch noch bis in die Augen gestiegen, so schmelzend flossen die Accorde. Er verließ daher die Kapelle und ging langsam und bedächtig voraus. Gar zu gerne hätte er wissen mögen, was denn eigentlich sein Begleiter sei, ob Naturforscher oder Mechanikus oder Maler oder Musikant. Aber wie dahinter kommen, ohne zu fragen?

Der Weg verläßt nun den baumreichen Dobel des Waldbachs, wo die Kapelle im Laubbüschel versteckt liegt, und zieht sich eine Wiesenhalbe entlang, mit herrlichen Rückblicken auf Schwyz und den Vierwaldstätter See. Der Nebel war verschwunden, und seine letzten Felsen drängten sich, vom Westwinde gejagt, zwischen den Felsenklüften des Mythenstocks hindurch, der in drohender Nähe emporragte. Die Wolken zerkleinerten sich, und schon brach die Sonne hervor mit ihrer vollen stechenden Mittagsgluth.

Sobald hatte scharfen Schrittes der Begleiter den Hausfreund eingeholt. Er machte ein wenig Halt, wuschte sich den Schweiß von der Stirne, nahm ein Fernrohr aus dem Rocke, den er am Arm trug und schickte sich an, die Gegend in Augenschein zu nehmen. Um aber bequemer zu schauen, warf er seinen Rock neben sich auf eine Steinplatte. Da erscholl ein dumpfes Klirren, und im nächsten Augenblicke sprang aus der Ritze des Felsens ein Duell perlenden Weines.

„O wehe, meine Flasche!“ rief der Begleiter aus, „hab' ich dich darum so lange gesparrt und getragen, daß du einen Stein tranken sollst?“

Der Hausfreund, der im allgemeinen nicht schadenfroh ist, konnte aber doch die Bemerkung nicht unterdrücken: „Hättet Ihr euren Wein zum Wohle der vierzehn Nothhelfer ausgetrunken und ihnen die Flasche geopfert wie ich, so hätte der böse Feind die Gewalt verloren und Euch diesen Spud nicht spielen können.“

Der Begleiter schwieg, schob sein Fernrohr ineinander, schüttelte die Gläserben aus seinem triefenden Rocke, warf solchen über den Arm und wanderte ruhig weiter. In respektvoller Entfernung schlich der Hausfreund nach und überlegte, ob er einen Witz oder eine Dummheit gemacht habe.

Nun führte der Pfad am letzten Bauernhofs vorbei. Eben näherten sich die Wanderer dem Wohngebäude, als mit wüthendem Gebelle ein

großer Kettenhund herausfuhr und sie keinen Schritt weiter vorwärts dringen ließ. Als sie sich geraume Zeit mit der wilden Bestie herumgehauen hatten, da erschien plötzlich am Fenster ein hübsches Mädchen, rief das Hundvieh mit gebietender Stimme zurück, daß sich selbiges mit eingezogenem Wedel verkroch, entschuldigte sich dann freundlich und lud die Herren ein, bei ihr Milch zu trinken. Die Verlockung war so stark, daß die wackeren Männer der Einladung ohne Zweifel gefolgt wären, hätte sich nur nicht der Eine vor dem Andern scheuert. Ob nun der Hausfreund der Eine oder der Andere gewesen sei, das sagt er nicht, genug: Beide setzten in stiller Entschagung die Wanderung weiter und gelangten nicht ohne verstoßene Rückblicke, in einen stattlichen Laubwald. Der Weg wurde immer rauher und steiler; endlich ging er sogar in eine schroffe Wasserrinne über, welche an mehreren Stellen nur mit großer Schwierigkeit zu erklimmen war. Und da passierte es dem Hausfreund, daß er ausglitt und auf dem schlüpferigen Steingerölle eine Kutschpartie machte, wie man solche gewöhnlich nur im Gletscherfirne ausführt. Als er ohne weiteren Unfall unten in einem kleinen Sumpfe angelommen war und verwundert hinauf-

blickte zu einem Begleiter, rief ihm dieser zu: „Aha, so kommt es, wenn man den Nothhelfern den Wein vor der Nase hinwegtrinkt und sie mit der leeren Flasche regalirt.“

Nun war es an dem Hausfreund, zu schweigen. Er machte mit seinen Kleidern einige nutzlose Reinigungsversuche und begann ruhig, aber etwas vorsichtiger, die Erstkletterung von neuem.

Der dichte Laubwald ging allmählich in Nadelholz über; dieses lichtete sich immer mehr und je höher, desto dünner und krüppelhafter standen die Föhren und gestalteten sich an der Baumgrenze endlich zu einem kriechenden Gestrüpp. Von hier an war der Jochpaß in einer halben Stunde erstiegen. Dort wurde Halt gemacht. Es ist ein reizender Punkt. Wenige Schritte zur Linken thürmen sich himmelhoch in erdrückender Nähe die Riesenmauern der großen Mythe empor und lassen spurenweise den eingesprenkten Felsenpfad erkennen.

(S. Abbildung). Geradeaus, am Ende einer weiten Thalmulde erblickt man den Wallfahrtsort Einsiedeln.

Rechts hin schweift der Blick über die Vorberge des Glarisch und der Clarinden.

Hier war es aun, wo der Begleiter sein aufgespartes Huhn mit dem Hausfreunde theilte und ihn an der Felsenquelle aus seinem Lederbecher trinken ließ. Er wird es dem Wiedermann nie vergessen; denn ohne diese Erfrischung der Lebensgeister hätte

er nie und nimmer den kühnen Aufstieg gewagt, geschweige denn eine Handzeichnung von dem Felsstegel gemacht. Nun ging es den Zickzackweg hinan, der sich in zahllosen Windungen zwischen dem Gesteine hindurchschlängelt. Nach einer Viertelstunde erreichten sie die Kanzel, eine schmale vorspringende Steinplatte, die senkrecht schwebt über dem tief unten gelegenen Walde. Die Stelle ist zwar mit einer hölzernen Brüstung versehen. Weil aber dieselbe etwas wackelig war und der Hausfreund es sich nicht versagen konnte, auch einmal einen Wald von oben zu betrachten, ließ er sich von seinem Begleiter festhalten, beugte sich vor und schaute hoch hinab auf das leichtbewegte wollige Laubdach. Der Begleiter war fähner, er verschmähte den Gegendienst; ja er löste sogar einen Felsblock, rollte ihn zum Rande, nahm seine Sekundenuhr zur Hand und ließ den Stein in den Abgrund stürzen. Dieser verschwand spurlos in dem grünen wogenden Meere, und nur ein dumpfes Krachen wurde endlich vernehmbar.

„350 Meter tief“, bemerkte der Begleiter und steckte die Uhr in die Westentasche. Wenige Schritte weiter trafen sie zwei Burschen seitlich unterhalb des Weges,



Felsstegel der großen Mythe.

welche, an die abschüssige Halbe gelehnt, mit Senfen den spärlichen Rasen abmähten.

„Das sind Wildheuer“, sagte der Begleiter, „die mit der Gefahr ihres Lebens dieses armjelige Gewerbe treiben.“

„Aber kaum zwanzig Schritte tiefer stößt ja diese glatte Rutschfläche an die senkrechte Felsenwand“, entgegnete der Hausfreund mit Schaudern.

„Die Leute tragen Schuhe, welche mit dreizackigen Steigeisen bewaffnet sind“, bemerkte der Begleiter, „sonst wäre es freilich unmöglich, hier festen Fuß zu fassen. Indessen sind schon viele Wildheuer da verunglückt.“

Langsam und schweigend kletterten sie immer höher und höher, und immer großartiger entfaltete sich die Aussicht; aber auch um so drohender gähnten ringsum die Abgründe. Schon hatten sie den rothen Stein erreicht. „Das ist ein für einen Gebirgsforscher hochinteressanter Punkt“, sagte der Begleiter. „Der Grundstock des Felsentegeles ist, wie Ihr seht, aus weißgrauem Schieferkalk aufgebaut, welcher die versteinerten Ueberreste merkwürdiger Thiere einschließt, die wahrscheinlich schon vor der Sündfluth gelebt haben. Die Kuppe des Berges aber besteht aus einem rothbraunen Kalke von anderer Beschaffenheit. Da, wo beide Steinarten sich berühren, hat jede von ihrer ursprünglichen Härte verloren, wie auch wir zwei Hitzköpfe, als wir zum erstenmale aufeinander gestoßen sind. Darum ist an der Grenze beider Gebilde ein höhlenartiger Einschnitt herausgewittert, der wie ein Hals den Kopf des Bergriesen von den Schultern trennt.“

Diese Auseinanderziehung war dem Hausfreund viel zu gelehrt und auch viel zu lang; er konnte nicht begreifen, wie man Angesichts dieses sturzdrohenden Kolosses noch Reden halten möge; denn der Gedanke, daß man sich durch diese klaffende Spalte unterhalb des rothen Steins hindurchwinden müsse, erfüllte seine ganze Seele. Wie um Schutz von Oben zu suchen, wandte er die Augen himmelwärts.

Die Wolken zogen jach über den Gipfel dahin, und es gewann den Anschein, als ob die Kuppe langsam sich neige und sich löse von der morschen Unterlage, um mit Wucht in die Tiefe zu rollen. Der Hausfreund machte schon eine seitliche Bewegung, um dieser Gefahr auszuweichen; da faßte ihn rücklings sein Begleiter fest am Arme, schüttelte ihn und rief ihm zu: „Muthig voran, ohne Zagen — ohne Schwanken! Schämt Euch; ist das der Tritt des Gemsbocks?“

Dieser Spott löste den Zauber; der Anfall von Schwindel war vorbei, und im Nu hatten sie diese drohende Klust hinter sich. Tief aufathmend,kehrte sich der Hausfreund um, wuschte sich das Siderwasser vom Rock, das in der Klust auf ihn herabgeregnet war, überblickte die Sachlage und bemerkte mit der Ruhe eines Geschäftsmannes: „Nun ja, der Block da hängt schon tausend Jahre schwindelfrei in der Luft; es ist nicht anzunehmen, daß er gerade heute im Duse! herunterfallen werde.“

Doch kaum hatten die Bergsteiger diese ungeheuerliche Stelle überwunden, so standen sie vor einem Wagnisse fühnerer Art. Seitlich am Berge baut sich ein Felsriegel auf und bildet gleichsam einen zweiten, kleineren Gipfel. Dieser hängt mit der Kuppe zusammen durch einen schmalen, kaum meterbreiten Grat, zu dessen beiden Seiten die Wände etwa tausend Meter tief senkrecht abfallen.

„So, das wäre also das Bündel“, sagte der Hausfreund, „von dem der Posthalter in Schwyz behauptet, es sei der Schrecken der Gemsjäger gewesen.“

Der Begleiter blieb stumm, wagte sich aber in ge-

drückter Haltung etwas vor, um das sehr niedrige Geländer zu probiren. Es wackelte. Der Hausfreund dachte an sein Vottchen zu Hause, an sein Familienglück, dann an sein eigen junges Leben, dann an seinen Schutzpatron, den heiligen Josef, und nun stieg ihm der Muth, und mit kühnem Schritt überholte er den zagenden Begleiter und erreichte die gegenüberliegende Felsenwand. Wie ein Sieger stand er da, streckte die Hand nach dem Zurückgebliebenen aus und rief: „Frisch gewagt, mein Freund, es sind ja kaum zwanzig Schritte; soll ich Euch holen?“ Auf Händen und Füßen troch dieser nach, und beide hätten sich schier umarmt nach überstandener Gefahr, d. h. wenn sie Platz dazu gehabt hätten; aber jeder bat stillschweigend im Herzen den Andern wegen der eigenen Schwachheit um Nachsicht und Vergebung.

Von hier an zieht sich der letzte Theil des Weges an der glatten Felsenwand hin und eröffnet den Blicken schauervolle Niederblicke in die Tiefe.

Nach wenigen Minuten war der Gipfel erklimmt; in demselben Augenblick aber flog eine dichte Wolkenmasse daher und umschleierte den Berg mit einem undurchsichtigen Nebel.

Die erschöpften Bergsteiger begaben sich in die Schutzhütte und erlabten sich reichlich an Schinken und Asti, und da inzwischen die Wolken sich immer dichter zusammenballten, so nahmen sie einstweilen die Einrichtung ihres Nebelgefängnisses in Augenschein. Es war ein kleines Gastzimmer mit zwei Tischen, drei Bänken und einem Stuhl, ein Schlafzimmchen mit zwei harten, aber reinlichen Betten, eine Küche, und diese diente zugleich als Keller, Vorrathskammer und Cabinet. Die Hütte selbst ist angelehnt an den mächtigen Felsgipfel, welcher sie schützt vor den anprallenden Südweststürmen. Der freie Raum um dieselbe ist sehr beschränkt; er besteht theils in einem rings um die Kuppe eingeprengten Pfad, theils in einer Felsenstafel, auf deren höchster Stufe das Signalkreuz aufgespant ist. Im Ganzen werden wohl kaum mehr als 50 Personen oben Platz haben.

Da der Nebel immer noch keine Aussicht gestattete, so verließ der Begleiter die Hütte und klopfte Steine vor der Thüre; der Hausfreund aber vertiefte sich in das Fremdenbuch und fand darin die Beschreibung eines Hochgewitters, geschildert von dem berühmten Bergforscher Heim. Dieser hatte nämlich im Sommer 1860 als Student da oben 14 Tage einsam in einem elenden Bretterhäuschen zugebracht, um die Rundschau zu zeichnen. „Gegen zwei Uhr Nachmittags“, so ungefähr heißt es, „entstand eine große Dunkelheit bei unheimlicher Windstille und dumpfer Schwüle; der ganze Berg war von einer schweren Gewitterwolke umhüllt. In unheimlicher Nähe begannen die Blitze zu zuden und der Donner zu antworten. Wirbelwinde umkreisten den Gipfel und wuchsen stoßweise zu einer Heftigkeit an, als ob sie das Bretterhaus hinter dem Felsen hinwegfegen wollten. Jetzt folgten Blitz und Donner, Schlag auf Schlag; ein grobkörniger Hagel rauschte hernieder; der Sturm peitschte die Eisstücke prasselnd gegen die Fensterläden und Wände und rüttelte an der Hütte mit solcher Gewalt, daß das Gebälke krachte und zu zerbersten drohte. Plötzlich schlug der Blitz mit furchtbarem Gebrülle in den Gipfel. Mir schwanben die Sinne; ich war aufs Schrecklichste gefaßt. Nun folgte ein zweiter, dann ein dritter Schlag von gleicher Heftigkeit. Jetzt glaubte ich, die Kuppe des Berges sei geborsten und stürze sammt Allem in die Tiefe. Doch es blieb wie es war. So tobte das Gewitter zwei Stunden mit voller Hartnäckigkeit. Da plötzlich öff-

nete sich die Thüre der Hütte, und herein trat der Senn, welcher mir von Zeit zu Zeit Lebensmittel gebracht hatte. Wir umarmten einander in Thränen der Freude, denn auch er hatte, als er mir zu Liebe den Berg bestieg, mit Todesgefahr gerungen."

Dem Hausfreund wäre es fast bei solch' grauenhafter Schilderung ungemüthlich geworden auf seiner himmelshohen Felsengabel, hätte sich der Nebel nicht plötzlich aufgelöst und die Sonne in das Wirthszimmer hineingeschienen. Aber wohin geschienen? Auf den Stubenboden? Nein. An die Wände? Nein. Doch nicht an die Zimmerdecke? Jawohl! Und woher denn? Von unten! Das ist ja gegen das Naturgesetz, daß die Sonne von unten heraufscheint, und doch war es so. Der Hausfreund eilte ins Freie; er rief seinen Begleiter und beide staunten über das Lichtschaupiel. Gegen Westen hatte sich tiefhinunter der Nebel gespalten, so daß man wie durch ein ungeheures Fernrohr hinabsehen konnte in einen lichtglänzenden Abgrund.

"Was ist das?" rief der Hausfreund in höchster Verwunderung.

"Das ist der Lowerzer See", entgegnete der Begleiter. "Die Abendsonne, welche selbst uns verhält ist, steht über den Golbauer Bergen; ihre Strahlen fallen auf den See, und dessen spiegelglatte Fläche wirft sie durch die Nebelspalte herauf zu uns." In der That konnte man die blendende Lichtgarbe auf ihrem ganzen Wege verfolgen, sogar weit nach rückwärts aufsteigend, wo sie sich endlich auflöste in einen farbigen Strahlerring von vielen Metern Durchmesser, der wie ein verklärter Heiligenschein über dem Berge schwebte. Diese glänzende Lichterscheinung dauerte inbessen nur wenige Sekunden; dann entstand ein zweiter Nebelzug, und

die Wolkenhülle schälte sich wie Baumwolle los von den Faden der Kaltwände. Plötzlich entschleierte sich ein Tiefblick senkrecht hinunter auf das hart am Fuße des Berges gelegene Städtchen Schwyz, das im letzten Sonnenglanz erglühte, eine Vogelschau von geradezu überwältigender Wirkung. Doch auch dieses Bild war nur von kurzer Dauer. Schon wälzten sich dichte Wolkenmassen von Westen heran und umfingen die Mythe; nur gegen Osten blieb es einige Minuten nebelfrei. Und da sah man denn vier Personen den Felsensteig hinaufklettern: drei junge Herren und eine schlanke weibliche Gestalt mit Gürtel und breitkrämpigem Hute.

Der Wirth, außerdem die einzige und dritte Seele auf dieser einsamen Höhe, hatte sie zuerst bemerkt, und er sprach zu seinen zwei Gästen: "Liebe Freunde, Ihr habt mir meinen Schinken aufgegeben und meinen Wein ausgetrunken bis auf eine einzige Flasche, und diese steht auf dem Tische, entweder für Euch oder für die Antömmlinge. Ich will rasch drunten in der ersten Sennhütte neuen Proviant fassen. Haltet gut Haus! Behüt' Gott!"

Mit diesen Worten war er im Nebel verschwunden, der sich bereits wieder dicht um den Berg gelagert hatte.

Der Hausfreund und sein Begleiter traten in die Hütte und rathschlagten, was mit der Flasche zu thun sei; es war ein dickrother starker Tyroler.

"Das ist kein Damenwein," meinte der Hausfreund. "Aber wir können solchen daraus machen" ergänzte der Begleiter.

Auf dem Tische standen vier leere Flaschen, nebst einem vollen Wasserkrüge, und in der Küche fand sich Zucker und Kirschwasser. Das war gerade genug, um aus einer einzigen Flasche Herrentwein vier Flaschen Damenwein zu fabrizieren. Das neue Getränk wurde gut verfortt und in der Küche in die Sandarube gelegt.

Es dauerte nicht lange, da sprang die Hüttenthüre auf, und 3 Knaben in den besten Flegeljahren stürzten in die Stube herein, schnaubend vor Anstrengung und triefend von Schweiß. "Wo ist die Dame, die bei Euch war?" fragte begierig der Hausfreund.

"Eine Dame?" riefen alle Drei zugleich, und in demselben Augenblicke öffnete sich bedächtig die Hüttenthüre, und, wie aus dem Nebel geboren, erschien — zwar kein Weib — aber im Ordensgewande ein leibhafter Benediktiner. Er grüßte freundlich, und da er den Hausfreund für den Gastwirth hielt, bat er ihn um die Weinkarte. Was blieb da übrig? Die vier Flaschen wurden aufgewischt, der Sand von den Halsen geblasen, und mühsam die eingetrockneten Pfropfen gezogen — es war ein milder Schillerwein von angenehmem süßlichem Geschmacke.

"Ein vortrefflicher Tropfen, das" bemerkte der geistliche Herr, indem er mit der Zunge prüfend schnalzte, und die Blicke dankend zum Himmel erhob, "wo ist denn der gediehen?"

Der Hausfreund entgegnete etwas verlegen: "Wenn es Schaffhauser ist, muß er jedenfalls dem Rheinfalle gegenüber gewachsen sein."

Der Benediktiner schenkte nun auch seinen Zöglingen ein, mißchte aber vorsichtig über die Hälfte Wasser hinzu, damit der Spiritus den ohnehin tollten Jungen nicht in die Kapitäler steige, und im Nu waren die vier Flaschen ausgeblasen; denn das edle Raß versank in den trockenen Kehlen wie ein spärlicher Sonnenregen in dem glühenden Staub der Landstraße.

Inzwischen war es 6 Uhr geworden. Die Nebelhülle legte sich immer erdrückender auf den Berg, so daß jede Hoffnung schwand, für den Abend Aussicht zu bekommen.

Die Knaben wurden ungeduldig in dem engen Nebelläufig; ihr geistlicher Führer hätte gar zu gerne mit seinem breitkrämpigen Hut den Nebel gespalten; aber der trockne Geist des Berges war mächtiger als er.

Darum hielt er Kriegsrath mit den Seinen, und sie beschloßen kurzer Hand, das hoffnungslose Nebelhorn zu verlassen und noch eiliger wieder herabzusteigen, wie sie heraufgeklettert waren.

Der Benediktiner zog einen dünnen und lummerigen Beutel heraus und wollte zahlen. Der Hausfreund aber sprach abwehrend: "Lasset das gut sein, hochwürdiger Herr, Ihr waret uns willkommene Gäste!"

"Nun denn", dankte der Scheidende, während die Knaben schon fortgestürmt waren, vergelt es der Himmel; ich werde für Euch unterwegs vier Vaterunser beten!" und er war im Nebel verschwunden.

Wie ein einsames Aplerpaar horstete nun der Haus-



"Ein vortreffliche Tropfen das," bemerkte der Benediktiner, indem er mit der Zunge prüfend schnalzte.

freund und sein Begleiter auf diesem himmelhohen Felseneste. Bald hatten sie sich in ein erhabenes Gespräch vertieft über die Welt dort drunten in den Thälern, und es war unvermerkt Nacht geworden. Sie suchten nach einem Licht, konnten aber keines finden; denn der Wirth hatte die einzige Laterne mit sich fortgenommen. Vorsichtig traten sie ins Freie, und siehe da: über ihnen funkelte der Himmel mit zahllosen Sternen, und unter ihnen funkelte die Erde mit zahllosen Lichtern, und es war, als ob sie schwebten mitten im unendlichen Raume, und als ob sich rund um sie herum wölbe das gestirnte Firmament. Schweigend und tief ergriffen stunden sie da die zwei dunklen Gestalten und schauten hinaus in die unendliche Nacht. Da hörten sie Fußtritte, und schon blickte um die Ecke des Gipfels ein beweglicher Lichtglanz. Es war der Wirth, beladen mit Speise und Trank, der seine treuen Gäste freundlich begrüßte.

Der Abend verging in Scherz und Munterkeit, u. die Nachtruhe war angenehm u. erquickend, obwohl etwas kurz; schon um 3 Uhr mahnte der klopfende Wirth, den Aufgang der Sonne nicht zu verschlafen.

Um 4 Uhr pflanzte sich der Hausfreund, gehüllt in die rothe Wollendecke seines Nachtlagers, auf der höchsten Felsenstufe des Berges auf. Sein Begleiter lehnte sich an die Wand der Schutzhütte, um sich vor dem scharfen Morgenwind zu schützen. Da lag die Welt ringsum ausgebehnt in ihrer majestätischen Größe, und ein heiliges Schweigen herrschte in dem unendlichen Raume. Schon färbte sich im Osten der Himmel lichtgelb und die Eisfelder des Glärnisch umsäumten sich mit einem rosenrothen Schimmer. Im nächsten Momente schossen zahllose Lichtbüschel wie elektrische Lichtgarben nach den Spitzen und Zacken der Hochgebirge, u. wie mit einem Zauberschlage strahlten tausend und abertausend schneebedeckte Häupter wie Riesenzwelen aus dem Alpenranze hervor. Unten aber in den Thälern da lagerten sich tiefblaue Schattenmassen von mächtiger Wirkung, u. aus ihnen erhoben sich blendend weiße Nebelgebilde und trochen wie unheimliche Riesengepenster an den Bergen hinauf. O, wer die Herrlichkeit der Schöpfung bewundern will, der erklimme, fern vom rauschenden Strome des Lebens, den Gipfel eines einsamen Berges und lausche dem Schöpferwort: „Es werde Licht!“

Der Hausfreund weiß nicht, wie lange er sich so im Weltalle verloren hatte. Als der Wirth zur Thüre heraustrief: „Meine Herren, der Kaffee ist servirt!“ da war plötzlich der Zauber verschwunden. Und als der wetterkundige Mann noch hinzusetzte: „Ihr müßt eilen, wenn Ihr trocken hinunter kommen wollt“; da klopfte denn schon wieder die graue Sorge an das kaum begeisterte Herz. In der That: ein Nebelstreif, welcher sich vom Rigi gelöst hatte, schwamm wie ein Riesensalamander mit aufgesperstem Rachen auf die große Mythe zu und drohte sie zu ver-

schlängen. Es dauerte kaum eine halbe Stunde, so war die schöne Welt abermals im dichten Nebelmeer begraben.

Der Abstieg ging schwindelfrei von statten; denn so ist der Mensch; wenn die Gefahr sich vor seinen Augen verhüllt, fühlt er sich sicher. Raun aber waren die Wanderer am Fuße des Felsenfels angekommen, begann es zu regnen, zuerst tropfenweise und fein, dann aber wolkenbruchartig und so dick, daß beide die zwecklosen Regenschirme zuklappten und unter den Arm nahmen. So ging es denn im Duschbade gemüthlich weiter auf dem Pfade, der sich allmählich in einen Gießbach verwandelt hatte; keiner sprach ein Wort. Nur als sie sich dem Bauernhose der schönen Schwyzerin näherten, da meinte der Hausfreund, man müsse etwas vorsichtig sein von wegen dem bösen Hunde. Der Begleiter aber bemerkte trocken: „Geht nur unbesorgt weiter; bei diesem Wetter kriecht kein Hund aus dem Loch!“ Und so war es auch. Die Bestie lag in ihrem Stalle u. knurrte blos — rührte sich aber nicht. Die Herrin blieb unsichtbar.

Drum schritten sie stolz u. rücksichtslos vorüber. Der Begleiter zog seine Uhr und wollte sehen, wie spät es sei; sie war ihm in der Westentasche förmlich erloschen und stehen geblieben. Der Hausfreund wollte sich an der Schokolade erlaben, die er in der Noctasche bei sich trug, fuhr aber mit der Hand in einen braunen Sumpf; nur die Staniolhülle hatte sich als wetterfest erwiesen.

So gegen Mittag kamen die nassen Wanderer in Schwyz an. In der Post trockneten sie ihre Kleider bei etlichen Flaschen Waadtländer.

Und wie es da geht, wenn Zwei miteinander ein gleiches Schicksal durchgemacht haben, und sei es auch nur ein Platschregen, so rücken sich die Herzen näher. Als sie nun so dasaßen und

plauderten, da meinte der Begleiter, er habe gute Lust, diese nasse Geschichte in den Kalender zu schreiben.

Der Hausfreund erblakte und warf einen scheuen Blick auf das Fußwerk seines Gefährten. Als er sich aber zum Ueberflusse überzeugt hatte, daß da Alles in Ordnung sei, that er kleinlaut die Frage:

„In welchem Kalender?“

„In den Hausfreund, für den ich im letzten Jahre die lustige Geschichte von den zwei Amtsbrüdern geliefert.“

„Da, Ihr seid doch nicht der Doktor Kreidemeier?“

„Wer anders, als der! Aber Ihr, Ihr seid doch nicht der Hausfreund? — „Wer anders, als der!“

Und beide Biedermänner schüttelten sich die Hände, ließen sich noch eine Flasche Waadtländer kommen und tranken fidel weiter.

Und sie würden noch manchen Berg miteinander bestiegen haben, hätte die Hausfreundin, die gute Frau Sottchen daheim, kein Heimweh bekommen und ihren armen Gatten nicht schon am folgenden Tage rasch hinter einander sehnsüchtig nach Hause telegraphirt.



„Da, Ihr seid doch nicht der Doktor Kreidemeier?“

Wohlfeile Leberknöpfe.

Der Lindenwirth und der Krämerjoseph sind gleich dick, und haben ganz dieselben politischen Ansichten über ein gut Glas Wein, über den Schwartenmagen als der größten Wurst und wo auf fünf, sechs Stunden Wegs ein Extratschluck zu bekommen ist, oder ein Extrabissen gekocht oder gebraten wird, da haben die Beiden manchmal Geschäfte. Wären die Lindenwirthin oder Krämerjosephin bessere Köchinnen, so wären der auswärtigen Geschäfte wahrscheinlich viel weniger.

Die beiden Frauen sind aber felsfest von der Nothwendigkeit der Geschäftsreisen ihrer Männer überzeugt.

Der Ochsenwirth, Gevattersmann der Beiden, ist ein Nöhrle, und weiß Alles, und denkt sich auch schon, wie er zu ihnen in den Eisenbahnwagen einsteigt, was für Geschäfte sie heut wieder in Karlsruhe haben. Darum beginnt er unterwegs:

„Ihr Gevattern, ich denke, wir essen heut miteinander zu Mittag. Wenn Ihr geschiedt seid, so geht Ihr mit mir in den goldenen — da gibt's Leberknöpfe, besser essen sie die Engel im Himmel nicht, und nur dreißig Pfennig die Portion, was ein Mann zu eressen vermag!“

Der Lindenwirth und der Krämerjoseph blinzeln einander zu, und geben dem Ochsenwirth das Versprechen zu kommen.

Schlag Zwölfe sind die Zwei in dem goldenen —, und der Ochsenwirth ist schon da, der Tisch schon gedeckt für Drei und auch ein braves Schöppl dabei. Im Handumkehren bringt der Herr Gastgeber selber eine rechtschaffene Platte voll Leberknöpfe, sechs Drescher hätten sich gefürchtet davor. Der Lindenwirth und der Krämerjoseph machten Gesichter wie Seraphim. Wer aber an den Leberknöpfe nur so herumstichelte, als wären's holzige Kohlraben, das war mein Ochsenwirth.

„Esset Ihr nur“, sagte er, „ich hab' mir

leider meinen Appetit verdorben in der Esemef mit einem Stückle Schweizerkäse.“

Item, die beiden Andern leisteten, was kaum menschenmöglich, und von der Platte voll Leberknöpfe blieb kaum ein Münsterlein übrig.

Der Wirth zum goldenen — stand dahinter und wechselte Blicke mit dem Ochsenwirth.

Als es zur Zeche kam, traf's richtig außer dem Wein auf den Mann dreißig Pfennig. Der Lindenwirth und der Krämerjoseph jubelten innerlich, und der Ochsenwirth lachte auf den Stockzähnen.

Draußen verabschiedete sich der Letztere von seinen Gevattern, er habe noch besondere Geschäfte, der Lindenwirth aber sagte: „Du, Joseph, das ist's Paradies, da kommen wir noch mehr her!“

Es dauerte auch keine acht Tage, so saßen die Zwei richtig wieder um Mittag im goldenen — und hatten wieder das gleiche Traktament vor sich, aber diesmal becherten sie gehörig dazu.

Als es zum Zahlen kam, räusperte sich der Wirth zum goldenen — und rechnete: „Vier Portionen Leberknöpfe macht sechs Mark und der Wein drei, macht neun Mark!“

Die Beiden machten jetzt keine Gesichter mehr wie Seraphim, sondern wie gestochene Böcke.

„Ja, aber's letzte Mal“, brachte endlich der Krämerjoseph hervor, „hat's doch nur sechzig Pfennig gekostet für zwei Mann!“

„Meine Herren“, sagte der Wirth zum goldenen —, „das war ja nur das Trinkgeld für die Köchin, die Knöpfe hatte der Herr Ochsenwirth schon vorher bezahlt! Und zudem waren's 's letztemal nur gemeine Kalbsleberknöpfe, heut aber sind's Extra-Mehleberknöpf von der letzten großen Hofjagd!“

Sie mußten blechen, gingen aber von da an geschäftshalber nicht mehr extra in den goldenen —.



Vier Portionen Leberknöpfe macht sechs Mark und der Wein drei, macht neun Mark.

Ein Mittel gegen den Kirchenschlaf.



Ein Anderer hätte sich darob erzürnt und durch ein paar kräftige Posaumentöne die Sünder aus ihrem Schlaf erweckt, und ihnen gehörig die Leviten gelesen. Nicht so unser Pfarrherr. Er ging am nächsten Sonntag, der heißt Reminiscere, auf seine Kanzel und hielt dieselbe Predigt, wie am Sonntag zuvor. Nun hörte auch der eifrigste Kirchenschläfer von jeder Predigt den Anfang und den Schluß; denn durch längere Praxis im Kirchenschlaf bekommt man allmählich das richtige Maß. Und da war es denn manch einem Mann, als hätte er das schon einmal gehört, und beim Heimgehen aus der Kirche wurde darüber gesprochen, und die am Sonntag Invo-cavit nicht geschlafen hatten, konnten es bezeugen, daß sie am Sonntag Reminiscere die nämliche Predigt zum zweitenmale gehört hatten. Und da wurde denn viel hin und her geredet, und man nahm sich vor, am nächsten Sonntag einmal aufzupassen, ob wieder die nämliche Predigt käme.

Item am Sonntag Oculi kam richtig die nämliche Predigt, Wort für Wort. Der Pfarrherr sah von der Kanzel aus kaum noch die Hälfte Schläfer und es machte ihm wirklich Vergnügen, wie ab und zu einer seinen Nachbar anstieß und ihm zunichte, als wollte er sagen; richtig, wieder dieselbe Predigt. Noch am selben Sonntag lief's das ganze Dorf herum.

er Pfarrer von Dufeldingen war ein alter, müder Herr, und darum waren seine Predigten zwar erbaulich, aber etwas langweilig. Und so geschah es, daß die Dufeldinger häufig am Sonntag während der Predigt in der Kirche den Schlaf nachholten, den sie in der Samstagnacht beim Schöppllein oder beim Karteln veräußt hatten. Der alte Pfarrherr bemerkte es kaum, und so wurde ein recht gesunder Kirchenschlaf in Dufeldingen ortsüblich, zumal bei den Mannen.

Nachdem der alte Pfarrherr das Zeitliche gesegnet, kam ein neuer, ein Mann in den besten Jahren und des Wortes mächtig wie Einer. Aber gleich bei seiner ersten Predigt mußte er wahrnehmen, daß zwar die Frauen und Mädchen leidlich aufmerkten, daß aber die Mannen und jungen Burschen, wie es eben Ortsgebrauch war, fast durch die ganze Predigt die Köpfe hingen, nicht zwar aus Andacht oder bußfertiger Zerknirschung, sondern des Schlafens halber. Das war am Sonntag Invo-cavit.

Kommt der Sonntag Vätare. Diesmal mußte es klar werden, ob man mit dem neuen Pfarrherrn nicht angeführt sei. Er hatte sich in den paar Wochen schon ein rechtes Ansehen verschafft; aber was war das für ein Pfarrer, der am Ende nur eine einzige Predigt hatte? Da mußte man aufpassen. Und sie haben alle aufgepaßt, alle, auch der eifrigste Schläfer. Seit Jahren war in der Kirche von Dufeldingen keine Predigt mehr so aufmerksam von allen Leuten angehört worden. Und richtig, es war wieder die nämliche.

„Schlag der Dunder drein!“ sagte der Bürgermeister, „das taugt nicht, sollen wir da einen Pfarrer haben, der kann nur eine einzige Predigt! da muß ein Schritt gethan werden.“ Und der Schritt wurde gethan, nämlich in den Löwen, der Bürgermeister voran, und der Gemeinderath und die Kirchenpfleger folgten. Bei einem Schöppllein Rothen spricht man besser über so wichtige Sachen. Und es wurde hin und her erwogen, was da zu thun sei, und zuletzt wurden die Mannen einig, es müsse eine Deputation zum Pfarrer gehen und mit ihm reden, und der Bürgermeister müsse den Sprecher machen. Das war ihm nun gar nicht recht; aber er hatte beantragt, daß ein Schritt gethan werden sollte, und da mußte er sich fügen, wohl oder übel.

Der Pfarrherr empfing die Deputation sehr freundlich und fragte nach ihrem Begehren. „Herr

Pfarrer“, sprach der Bürgermeister, „halten Sie es nicht ungütig; aber wir kommen von wegen der Predigt.“ „Wegen welcher Predigt?“ fragte der Pfarrer. „Wegen der heutigen“, gab der Bürgermeister zur Antwort. „Wie so, war sie etwa nicht recht?“ „S' Gegentheil, Herr Pfarrer, ganz recht, gar sehr erbaulich, aber —“ „Nun, aber?“ Der Bürgermeister fragte sich verlegen hinter den Ohren und die übrige Deputation wagte nicht zu schnaufen; endlich faßte sich der Sprecher ein Herz: „Aber es ist die nämliche gewesen, wie am vorigen Sonntag.“ „Ganz recht, und was weiter?“ fragte der Pfarrer mit einem Lächeln, das den Bür-

germeister ganz aus dem Concept brachte, so daß er nur noch brummeln konnte: „und vor 2 Wochen und 3 Wochen ist es die nämliche gewesen, und da haben wir —“ „Schenirt euch nicht“, nahm der Pfarrer das Wort, „da habt ihr gemeint, euer Pfarrer sei so dumm oder so faul, daß er nicht auf jeden Sonntag eine neue Predigt fertig brächte. War es so?“

Da meinte die Deputation, sie müßte in den Boden sinken. War denn der Pfarrer drüben im Löwen gewesen und hatte ihre Berathung mit angehört?

„Nun ich will euch sagen“, fuhr der Pfarrer fort, „wie das zugeht; ihr selber habt mir zugestanden, daß die Predigt recht und erbaulich ist, ich meine das auch, und darum hab ich gewollt, daß ihr sie alle hört und beherzigt, und weil vor drei Wochen die halbe Gemeinde während der Predigt geschlafen hat, so hats mir als eine Pflicht gedünkt, daß ich sie folgenden Sonntag nochmals halten müßte. Und da hat eben wieder ein großer Theil der Gemeinde geschlafen, dagegen am Sonntag Oculi haben schon hübsch viele zugehört, und heute zu meiner großen Freude waren es alle. Auf Judica kann ich also mit gutem Gewissen eine neue Predigt bringen.“

Da guckten die Männer von der Deputation einander an und es wurde wiederum ganz still.

Nach einer Weile machte der Bürgermeister einen Scharrfuß: „Guten Morgen, Herr Pfarrer, nix für ungut, eine Frage ist ja immer erlaubt.“ „Ja freilich, mein lieber Bürgermeister, ja freilich, b'hüt euch Gott.“ Und die Deputation ging fort. Am Pfarrhofthor sagte der Gemeinderathsobmann: „Bürgermeister, der Pfarrer kann mehr als Brod essen.“ Und der Pfarrer von Dufeldingen hat wirklich jeden Sonntag eine neue Predigt gebracht und eine schöner als die andere; aber der Kirchenschlaf hat in Dufeldingen auch ein Ende gehabt.

Die schönste Melodie.

Welches wohl die schönste Melodie ist? Nun, der Amerikaner erklärt hiefür sein Yankeeduble, der Franzose die Marseillaise, der Deutsche seine Nationalhymne „Freund ich bin zufrieden, geh' es wie es will.“ Daß mit dieser Lösung nicht alle Deutschen einverstanden sind, erzählt nachfolgende selbsterlebte Begebenheit.

Im Jahre 1863 wurde, wie auch anderwärts, zwischen Main und Neckar die fünfzigjährige Wiederkehr des Jahrestages der Völkerschlacht von Leipzig gefeiert. Am Abend des 18. Okt., an welchem sich einst der Sieg der Deutschen



Der Pfarrherr sah von der Kanzel aus kaum noch die Hälfte Schläfer.

entschied, sollte ein großes Freudenfeuer angezündet werden. Zum geeigneten Ort war der „Blosche Berg“ ausersehen, wie ihn die Bewohner der Dörfer am Fuß desselben nennen; bei den Schriftkundigen aber heißt er der „Blosche Berg“.

Mit einbrechender Dunkelheit ordnete sich der Festzug in einem der am Fuße des berühmten Berges liegenden Dörfer. Selbstverständlich durfte die Musik nicht fehlen. Sie nahm Stellung an der Spitze des Zuges. Ein Rath des Dorfes spielte die vom Staub gereinigte Geige; ein zitternder, einäugiger Barfkünstler hatte sich die Zugtrompete erwählt; die Bassgeige war in den kunstgeübten Händen eines 73jährigen Greises.

Die ganze Musikgesellschaft war der Leitung des klarinettenblasenden, schreib- und fangeskundigen Thomas unterstellt.

Der Veranstalter und Leiter der Festlichkeit fragte die nach allen Regeln des Generalbasses zusammengesetzte Musikbande: „Was könnt ihr spielen?“ „Herr, wir können Alles“, antwortete der unerschrockene klarinettenblasende Kapellmeister.

„Nun, so spielt jetzt einen schönen Marsch bis an den Berg. Dann schweigt ihr. Nach der Festrede und dem dreifachen Hoch auf das deutsche Vaterland spielt ihr die schönste Melodie.“

„Ja, Herr.“

Als die Fackeln brannten, folgte der Festzug der Leitung der taktfesten Musik. Keuchend trug der Bassgeiger sein geduldiges Instrument den steilen Berg hinan.

Die Festrede ist zu Ende. Die Böller krachen, Flintenschüsse knattern, aus hunderten von Kehlen erschallen nicht endenwollende „Hoch dem deutschen Vaterlande!“ Die Musik fällt ein und spielt zu Ehren der Erinnerungsfest der Völkerschlacht von Leipzig ihr schönstes Stück:

„Judenmädle puß dich, puß dich schön!“ Semiten und Antisemiten waren mit der Lösung der Frage: „Welches ist die schönste Melodie?“ ganz einverstanden. „Die Musik hat emol schön gespielt“ war das einstimmige Urtheil dieser musikverständigen Patrioten. Und damit ist die Frage endgiltig gelöst: „Welches die schönste Melodie sei.“

James A. Garfield,

ein Regent aus dem Volke.

Am 19. November 1831 wurde einem armen Ansiedler, Abraham Garfield in Orange, Cuyahoga County im Staate Ohio ein Knäblein geboren, welches James Abraham getauft wurde. Eine ärmliche Blockhütte mit Papppapierfenstern, in einer damals äußerst schwach bewohnten Wildnis, war das Geburtshaus des kleinen James, der das Unglück hatte, seinen Vater, der sich bei

einem Waldbrande die Todeskrankheit geholt, zu verlieren, als er kaum Papa sagen konnte. Die schwerbedrängte Wittwe hatte vier Kinder zu ernähren, von denen das älteste elf Jahre zählte. Da war es freilich nicht zu verwundern, daß in dem ärmlichen Blockhause Schmalhans Küchenmeister und Frau Sorge ein ständiger Gast war. Allein die muthige Wittwe behielt den Kopf stramm in der Höhe und schlug sich mit ihrem Häuflein Kinder durchs Leben, wobei sie durch den ältesten Bubens fleißig unterstützt wurde.

Als der kleine James etwa sechs Jahre alt war, schickte ihn die sorgsame Mutter in die Schule, und da das Schulhaus in der zerstreuten

Ansiedlung in ziemlicher Entfernung lag, nahm die ältere Schwester den kleinen Burschen auf den Rücken und schleppte ihn hin und zurück. Mit acht Jahren machte sich James in Feld und Stall schon nützlich und als er zwölf Jahre alt geworden und sein Bruder Thomas, um etwas Geld zu verdienen, sich nach Michigan zum Feldbereiniger verdingt hatte, betrieb der Knabe die Landwirthschaft seiner Mutter und arbeitete noch für die Nachbarn, damit diese ihm ihr Ochsenge-spann liehen.

„Ich kanns“, sagte er zu seiner Mutter, „wo der Wille ist, findet sich der Weg!“ Das wurde der Wahrspruch für sein ganzes Leben.

Der Bruder hatte sich 75 Dollars erworben und mit diesen wurde ein besseres Haus gebaut. Der kleine James machte den Speisbuben und half dem Zimmermann, wobei er so viel praktisches Geschick zeigte, daß ihn dieser in aller Form als Gehilfen annahm. Er verdiente dabei seinen ersten Dollar — arbeitete aber baarfuß, um die Schuhe zu sparen. Im Winter ging er in die Schule und im Sommer half er dem Zimmermann und arbeitete auf dem Feld. So war unser James fünfzehn Jahre alt geworden und dachte nun an geregelten Erwerb. Er vermietete sich an einen Pottaschenfieder, der dem thätigen Jungen sehr gewogen ward, verließ aber diese Stelle, weil ihn die hochnäsige Tochter a hired



„Scheniert Euch nicht“, nahm der Pfarrer das Wort.“

servant (einen gedungenen Diensthöten) genannt — das ließ er sich nicht bieten. Der Hauptwunsch des jungen Garfield war, auf die See zu gehen und die Welt zu sehen. Nur die Bitte der Mutter hielt ihn davon ab. So verdiente er sein Brod als Holzhauer, Mäher und Feldarbeiter, benützte aber jede freie Stunde zum Lesen und in den Wintermonaten besuchte er fleißig die Schule. Seine Sehnsucht nach dem Meere ließ ihm aber keine Ruhe, und so trat er in den Dienst seines Veters Letcher, welcher als Kapitän ein Kanalböt, den „Abendstern“, führte. Freilich wurde James ein kurioses Stück Seemann — er wurde als Maulthiertreiber beim Schiffsziehen verwendet; da er sich aber wacker hielt und ein brauchbarer Bursche war, avancirte er zum Bugsprietmann, welche Stelle ihm wohl gefallen, wenn er sich nicht durch die feuchte Kanalluft das kalte Fieber zugezogen hätte. Er kehrte zu seiner Mutter zurück und lag lange Zeit krank.

In dieser Krankheit nun reifte der Gedanke, den Letcher ausgesät: etwas Besseres zu werden, als ein gewöhnlicher Handarbeiter und etwas Tüchtiges zu lernen und — dieser Gedanke wurde alsbald zur That.

„Wo der Wille ist, findet sich der Weg!“ Mit wenigen Dollars in der Tasche, in armliegender Kleidung, ging unser Garfield mit zwei Vettern nach Chester und meldete sich im Geauga-Seminar, in welchem damals etwa 100 Knaben und Mädchen erzogen wurden. Er wurde aufgenommen und lernte so fleißig Grammatik und Mathematik, daß ihn Lehrer und Schüler bewunderten — dabei arbeitete er in den Morgenstunden vor und in den Abendstunden nach der Schule, sowie an den freien Samstagen bei einem Zimmermann, um sich das nöthige Geld zu verdienen. Seine Nahrung bestand längere Zeit in Milch u. Brod. Als die Ferien kamen, baute er mit seinem älteren Bruder Thomas der Mutter eine Scheuer und arbeitete dann als Tagelöhner in der Heuernte, um Geld für neue Kleider zu erwerben und um die noch rückständige Doktorrechnung bezahlen zu können. Mit 9 Pence in der Tasche ging er wieder auf die Schule, verdiente jedoch durch seine Zimmermannsarbeit so viel, daß er am Schluß des Unterrichts alle seine Rechnungen bezahlt und noch Taschengeld übrig hatte.

James Garfield hatte sich nun aber einen so hübschen Schatz von Kenntnissen erworben, daß er in der nächsten Ferienzeit sich sein Brod auf andere Weise erwerben konnte, als durch seiner Hände Arbeit — er wurde Schullehrer. Freilich

war das auch ein ziemlich erbärmliches Leben, welches ein Lehrer in dem schwach bevölkerten Lande zu führen hatte. Die Schulen bestanden nur den Winter über, die Schulhäuser waren oft elende Blockhütten und der Lehrer wurde bei den Farmern „herumgeätzt.“ Arm wie eine Kirchenmaus war James. Als Lehrer in Warrensville besaß er nur ein Paar Hosen, und als er unvorsichtig diese einmal zerriß, mußte er so lange ins Bette liegen, bis sie wieder geflickt waren. So brachte der energische Jüngling drei Jahre zu, lernend und lehrend — Tagelöhner und Zimmermann. Er hatte Latein und Griechisch getrieben und als ein geborener Redner bei Versammlungen (er gehörte der Sekte der Disciples an) öfter gepredigt. Beim Abschiede von dem Seminar hielt er eine Rede, welche die Zuhörer begeisterte — er sprach aber auch aus dem Herzen — gegen die Sklaverei!

Vorwärts, vorwärts wollte und mußte er, und wo der Wille ist, da findet sich der Weg!

James hatte gehört, daß in Hiram Portage County, Ohio, eine neue Gelehrtenschule errichtet worden sei, das „Ecclectic Institute“. Darauf richtete er sein Augenmerk. Es war nur noch die allerdings schwerwiegende Frage zu beantworten: Woher das nöthige Geld nehmen?

Einem Manne wie Garfield fiel die Beantwortung dieser Frage nicht schwer. Er war, obgleich erst 19 Jahre alt, wirklich ein Mann im vollen Sinne des Wortes, ein Mann, dem der feste Wille über alle Hindernisse hinweghalf. Im Aug. 1859 kam James in Hiram an und meldete sich als Student; um aber den nöthigen Unterhalt zu erwerben, bot er sich an, den Dienst eines Thürhüters zu versehen, die Gänge und Treppen zu kehren und die Schulglocke zu läuten. Unverdrossen that er seinen Dienst, der morgens 4 Uhr begann und sich spät in die Nacht erstreckte. Dabei war er einer der besten Schüler und nach einem Jahr avancirte er vom Thürhüter und Kehrler — zum Lehrer der alten Sprachen. Dabei vernachlässigte er das edle Zimmermannshandwerk nicht, und oft sahen ihn seine Schüler hoch oben auf dem Gebälke eines Dachstuhls herumklettern.

Bald hatte er die nöthige Reise zum Besuche der Universität erlangt. Er ging nach Williamstown, Mass., und trat in das dortige Williamscollege. Etwas Geld hatte er sich erspart und sein Bruder Thomas ließ ihm 500 Dollars. Neben seinen Studien gab er Schreibunterricht um durchzukommen, und er kam durch, ja, er schlug sogar eine Schulstelle mit 1200 Dollar aus, um weiterstudiren zu können. Im Jahre 1856 waren seine Studien vollendet; er ward

ordentlicher Lehrer der alten Sprachen und der Literatur im Hiram-Institut, — 9 Jahre, nachdem er die Maulthiere am Kanalboot getrieben, 9 Jahre der Arbeit und Entbehrung. Er glaubte am Ziel zu sein: „Ich habe die Höhe meines Ehrgeizes erreicht“, schrieb er bescheiden. Zwei Jahre darauf war er Präsident des Hiram-Instituts. Hier war es ihm möglich, seine frühere Mitschülerin in Geauga, Lucretia Rudolph, heimzuführen, welche seither in Cleveland eine Stelle als Erzieherin begleitet hatte — sie blieb seine treue Gefährtin und Mitarbeiterin bis zur höchsten Stufe der Macht, bis zum frühen Ende.

Arbeitsam wie immer entwickelte Garfield auf seinem Posten einen rastlosen Eifer. Er hielt

Vorlesungen über Walter Scott, das deutsche Volk und Friedrich den Großen trat aber auch als politischer Redner auf und sprach energisch gegen die Sklaverei, da gerade zu jener Zeit der Gegensatz zwischen dem Norden und Süden der Union mehr und mehr zur Entscheidung drängte. Es war in den Canzas-Nebraska wirren schon Blut geflossen u. am 17. Okt 1859 erkrachten in der Schlucht von Harpers Ferry die ersten Musketensalven. Im Jan. 1860 wurde James Garfield in den Senat von Ohio gewählt und stand fest für die Einheit und Freiheit der Union. Ihm war klar, was geschehen mußte: „Wir müssen fechten, oder wir sind Feiglinge!“

Da flog die Nachricht durch das Land, das Fort Sumter sei beschossen worden und Präsident Lincoln rufe 75,000 Mann zu den Waffen. Garfield beantragt, daß Ohio 20,000 Mann u. 3,000,000 Dollars dem Vaterland zur Verfügung stelle — er selbst griff zum Schwert. Nachdem er in Missouri 5000 Gewehre geholt, organisierte er das 7. und 8. Ohior Regiment. Fast alle seine Schüler traten ein. Zum Obersten erwählt, lehnte er ab, weil ihm die militärischen Kenntnisse mangelten; er wurde aber zum Oberstlieutenant ernannt, und als er auch das 42. Ohior Regiment aufgestellt,

wurde er Oberst und am Ende des Jahres 1861 nach dem östlichen Kentucky kommandirt. Am 10. Januar 1862 verdiente er sich die Sporen in der Schlacht von Middle-Creek, sein Sieg über den Rebellen-General Marshall bei Pike-ton und Preuenburg verschaffte ihm den Rang eines Brigadegenerals, 1863 wurde er Stabschef der Cumberland-Armee und nach der blutigen Schlacht von Chickamauga zum Generalmajor befördert. Er war der jüngste General, wie er der jüngste Senator in Ohio gewesen. Nachdem er 3 Jahre Präsident und 2 Monate im Feld gestanden, nahm er, in den Congreß gewählt, im Dezember 1862 seinen Sitz in demselben ein, und hier gedachte er mit solcher Freude seines Lehrerberufes, daß er die von

seinen Schülern eingeschickten Briefe fleißig korrigiert zurücksendete.

Nachdem James A. Garfield 17 Jahre als Repräsentant die erspriechlichsten Dienste geleistet, bei jeder wichtigen Gelegenheit sich

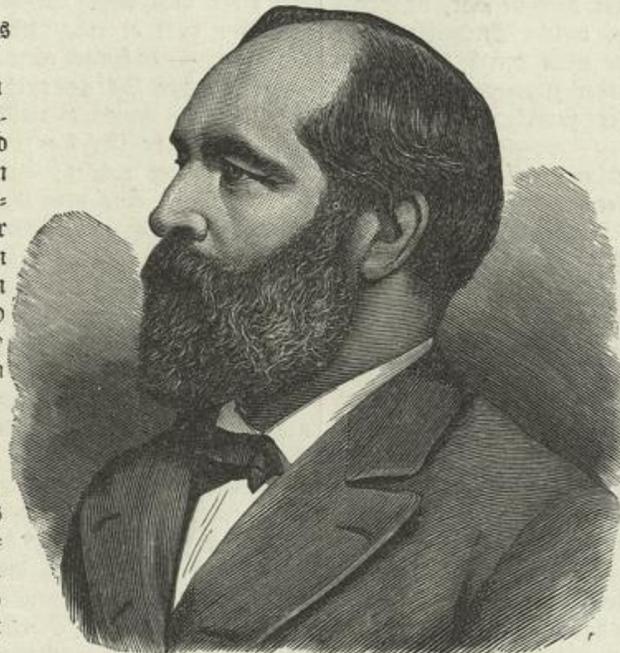
Gehör verschafft, nebenbei noch mit solchem Eifer die Rechte studiert, daß er schon 1861 vom Obergericht von Ohio und 1866 vom höchsten Gerichtshof der Vereinigten Staaten zur Rechtspraxis zugelassen worden, wurde er im Jahre 1880 zum Mitglied des Bundes-Senats erwählt, und am 2. November 1880

donnerten die Kanonen die Nachricht hinaus in das Land: James A. Garfield ist zum Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt. Der Gipfel war erreicht. Von der Blockhütte des Ansiedlers bis zum Bundespalast in Washington: welch ein Weg! Ja — wo der Wille ist, findet sich der Weg!

Doch, je höher der Gipfel, den einer erklimmen, desto gefährlicher, sich auf der Höhe zu halten und desto tiefer und jäher der Sturz.

Dieser edle Mann sollte nur kurze Zeit zum Segen seiner Mitbürger die Geschicke des Landes leiten.

Am Samstag, den 2. Juli 1881 verließ der Präsident das weiße Haus in Washington, um seine schwer erkrankte Frau zu besuchen, die sich



Garfield, Präsident der vereinigten Staaten.

in Longbranche, New-Jersey, aufhielt. Um 9 Uhr 10 Minuten kam er an die Baltimore- und Potomac-Station in Washington und betrat in Begleitung des Herrn Blaine den Damen Salon. Ein verkommener Stellenjäger, Charles J. Guiteau, erbittert über die gerechte Strenge, mit welcher Garfield gegen die Bestechlichkeit vorging, schoß meuchlings aus einem Revolver zwei Kugeln auf den arglosen Präsidenten. Er traf leider nur zu gut: eine Kugel ging durch den Arm, die andere drang in den Körper und zerschmetterte einen Rückenwirbel. Die Wunde war tödtlich. Trotz der sorgsamsten Pflege starb der Präsident J. A. Garfield, der noch auf seinen Wunsch nach Longbranche verbracht worden, nach schmerem Leiden am 19. September 1881 und wurde unter allgemeiner Trauer auf dem Lakeview-Kirchhofe beerdigt.

James A. Garfield war nur vier Monate Präsident; aber sein Andenken wird rühmlichst fortleben in der Geschichte der Vereinigten Staaten.



Wenn ich im Bach gehe und falle, falle ich in den Weg; wenn ich aber auf dem Weg falle, so falle ich in den Bach.

Der sicherste Weg.

(Aus Hebel's ungedruckten Papieren.)

Bisweilen hat selbst ein Betrunkener noch eine Ueberlegung oder doch einen guten Einfall, wie einer, der auf dem Heimweg aus der Stadt nicht auf dem gewöhnlichen Pfad, sondern gerade in dem Wasser ging, das dicht neben dem Pfade fortläuft. Ihm begegnete ein menschenfreundlicher Herr, der gern der Nothleidenden und Betrunknen sich annimmt, und wollte ihm die Hand reichen. „Guter Freund“, sagte er, „merkt ihr nicht, daß ihr im Wasser geht? Hier ist der Fußpfad!“ Der Betrunkene erwiderte: „Sonst finde ich es auch bequemer auf dem trocknen Pfad zu gehen, aber diesmal habe ich ein wenig auf die Seite geladen.“ „Eben deswegen“, sagte der Herr, „will ich Euch aus dem Bache heraus-

helfen!“ „Eben deswegen“, erwiderte der Betrunkene, „bleibe ich drinn. Denn wenn ich im Bach gehe und falle, so falle ich auf den Weg. Wenn ich aber auf dem Weg falle, so falle ich in den Bach.“ So sagte er und klopfte mit dem Zeigefinger auf die Stirne, nämlich daß darin außer dem Rausche auch noch etwas mehr sei, woran ein anderer nicht denkt.

Ein deutsches Wort.

Es sind bald 70 Jahre, da wurde in Wien „der Wiener Congreß“ gehalten, von dem der geneigte Leser gewiß schon viel gehört und gelesen hat; viel Gutes aber nicht. Denn damals ist man daran gegangen, unserm Deutschland eine neue Gestalt zu geben, nachdem der große Länderräuber und Länderverwüster Napoleon alles drunter und drüber gebracht hatte. Hätten die Deutschen die Sache allein ausgemacht, so wäre es schon recht gewesen; aber so haben die Russen, die Engländer und sogar die Franzosen das große Wort geführt, und der österreichische Minister Metternich unseligen

Angedenkens hat dazu geholfen und Ja und Amen gesagt, wenn's nur dem Preußen keinen Vortheil gebracht hat.

Da hat man sich eines Tages gestritten, ob die Stadt Wittenberg — es ist dieselbe, wo vor dreihundert und so und so viel Jahren Doktor Luther gelebt hat — künftighin dem König von Preußen oder dem König von Sachsen gehören sollte. Und der englische Lord Castlereagh — der geneigte Leser mag den verflixten Namen aussprechen, wie es ihm gefällt, nur soll er Acht geben, daß ihm die Zunge nicht abbricht oder er sie dabei verschluckt — also der englische Lord, der kein Wort deutsch konnte, sollte Schiedsrichter sein. Zum Glück haben die deutschen Diplomaten englisch und französisch gekonnt, sonst wäre unser deutsches Vaterland gar verrathen und verkauft

gewesen. Item, der preukische Gesandte verlangt Wittenberg für seinen König und der sächsische Gesandte sagt, Wittenberg müsse bei Sachsen bleiben. Und die andern deutschen Gesandten saßen dabei stumm wie die Delgögen und warteten auf den weisen Salomo aus England und auf seinen Schiedspruch. Da thut der Lord seinen Mund auf und sagt auf englisch zu dem Sachsen und dem Preußen: „Aber meine Herren, was wollen Sie denn mit Württemberg? ich begreife nicht, wie Sie das Königreich Württemberg immer da hereinziehen wollen!“ Da sprang der Graf Schulenburg zornig auf und sagte zu seinem Nachbar, so laut eben wie ein zorniger Mann etwas sagt — nicht auf englisch, sondern auf gut deutsch, denn der Nachbar war ein Baier: „Freund,

haben Sie's gehört? Und ein solcher fremder Esel darf Schiedsrichter sein in unsern deutschen Angelegenheiten!“ Da kam den deutschen Diplomaten das Lachen an und sie konnten es nicht anhalten und lachten hell hinaus. Das konnte der englische Salomo nicht begreifen und schaute die Herren ganz verdutzt an. Was für ein Gesicht er gemacht hat, kann sich der freundliche Leser ungefähr vorstellen.

Einer der dabei gewesen ist hat gesagt, er hätte sein Lebtag kein so albernes Fragezeichen gesehen, wie das Gesicht des Schiedsrichters aus England. Danken wir unserm Herrgott, daß wir solche Schiedsrichter über deutsche Sachen nicht mehr erleben werden. Unser alter Kaiser Wilhelm und der Bismarck haben dafür gesorgt. Bei den Türken könnte sich so etwas noch zutragen.

Wirkung der Schieläugigkeit.

Der Polizeiamtman zu Sondersheim war ein bildschöner Mann, schade nur, daß er ein bißchen arg schulte. Schon mehrere Augenärzte hatten ihn von seiner Schrägsichtigkeit kurieren wollen, er aber konnte sich nie dazu entschließen, für's Erste weil er trotz seinem schielen Auge dennoch eine reiche Frau bekommen hatte; für's Zweite aber meinte er, sei es von Vortheil, wenn man

die Leute fixieren könne, ohne daß sie es merken — besonders beim polizeilichen Verhör. Das mag nun allerdings etwas für sich haben. Einmal aber zog der Polizeiamtman doch nicht den erwarteten Nutzen aus seiner Schieläugigkeit. Es wurden ihm nämlich drei Handwerksburschen vorgeführt, die man wegen Straßenbettels aufgegriffen hatte. Er läßt nun alle Drei in Reih' und Glied vor sich treten, und mit ernster Amtsmiene faßt er den Ersten in's Auge und fragt ihn:

„Wie heißen Sie?

Darauf antwortet ihm der Zweite:

„Ich heiße Maier!“

Jetzt fixiert er den Zweiten und schnautz ihm an: „Sie vorlauter Mensch, ich habe Sie ja noch gar nicht gefragt!“ Da antwortet ihm verdutzt der

Dritte: „Ich hab' ja auch nichts gesagt!“

Zerstretheit.

Der Wirklichkeit nachgezählt.

Herr Rechtsrath Dr. M. in E. war ein grundgelehrter, höchst scharfsinniger Mann, der die verwickeltesten Verhältnisse löste und die schwierigsten Probleme klar darstellte. Nur solche reizten seinen tiefen Geist; aber durch das Grübeln und Ausdenken dieser schwierigen Fragen wurde der

Rechtsrath, der auch ein grundguter Mann war, nach und nach sehr zerstreut, ja manchmal wie geistesabwesend, und hierbei passierten ihm dann öfters die ergöglichsten Dinge, von denen einige hier folgen werden.

Der Herr Dr. war in Folge seiner großen Gelehrsamkeit Mitglied des Verwaltungsgerichtshofes geworden; die Mitglieder desselben trugen bis vor Kurzem noch Uniform und Degen in den Sitzungen. Eines Tages ging Dr. M. zur Sitzung. Da kurz vorher mehrere Platzregen herabgerauscht waren, schob die Frau Rechtsrath dem Gemahl vor dem Weggehen noch einen Schirm unter den Arm. Noch war der Herr Dr. keine fünfhundert Schritte von zu Hause weg, als ein kleiner Wolkenbruch losbrach. Schnell griff der Zerstreute nach der Linken, zog den schmalen, zierlichen Degen aus der Scheide und schritt, diesen vor



Der Polizeiamtman läßt sie in Reih' und Glied vor sich treten, faßt den ersten ins Auge und fragt ihn: „Wie heißen Sie?“

sich haltend, nach dem Justizpalaste. Hier angekommen, schaute er, da es ihm doch einigermaßen kühl geworden, verwundert vor sich hin, wobei er entdeckte, daß er selbst pudelnaß war, während sein Schirm unter seinem linken Arme noch fein säuberlich eingewickelt und vollständig trocken geblieben war.

Mit den Regenschirmen stand Dr. M. immer auf dem Kriegsfuße. In der Regel ließ er sie stehen. Um den Verlust einigermaßen zu verringern, brachte Frau Dr. M. überall den Namen ihres Mannes in den Schirmen an. Eines Tages sandte sie in den Klub, wo der Rechtsrath zweimal wöchentlich ein Glas Wein trank und eine Robber Whist spielte — und ließ fragen: ob ihr Mann etwa einen Schirm habe stehen lassen. Der Diener brachte elf zurückgelassene Schirme zur Prüfung mit, von denen neun Stück mit dem Namenszuge des Herrn Dr. gezeichnet waren.

Auch die Schlafrocke waren in steter Gefahr bei ihm, besonders zur Winterzeit. Dr. M. pflegte sich gerne mit dem Rücken gegen den Ofen zu stellen, wenn er über etwas nachgrübelte. Hierbei bewegte er langsam den Oberkörper hin und her; der lange Schlafrock folgte diesen Bewegungen, schlug gegen den heißen Ofen und brannte an. Damit der Schlafrock repariert werden konnte, zog Dr. M. ihn aus und griff nach dem zweiten. Aber noch war der erste nicht zurückgeliefert, so hatte auch der zweite schon Feuer gefangen; es mußte also ein dritter herbei. Diese drei Kleidungsstücke wanderten, so lange die Ofen geheizt wurden, vom Herrn Rechtsrathe zum Schneider und wieder zurück. In Folge starken Einheizens — die Kälte war draußen auf zwanzig Grad gestiegen — war der Ofen einmal glühend geworden, der Schlafrock blieb daran hängen und fing an zu kohlten. Schnelligst stürzte der Rechtsrath ins Nebenzimmer, holte eine Waschküßel mit Wasser und goß dieses über den Ofen, anstatt auf den Schlafrock. Wenn Herr M. durch Besuche nicht gestört sein wollte, hing er eine Tafel vor das Arbeitszimmer, worauf mit großen Lettern gedruckt stand: „Herr Dr. M. ist vor (so und so viel) Uhr

nicht zu sprechen“. An einem Nachmittage ging er aus und gedachte um 6 Uhr wieder zurück zu sein; er schrieb daher 6 Uhr auf die Tafel, traf aber — tief in Gedanken — schon um 5 Uhr wieder zu Hause ein, las die Notiz auf der Tafel, wandte sich die Treppe hinab und sagte: „Das ist fatal! sehr fatal, ich kann also erst in einer Stunde ankommen!“

Dr. M. war ein sehr guter Fußgänger; zwei Meilen nach dem Mittagessen zu gehen und zum Abendessen doch wieder rechtzeitig einzutreffen, war ihm eine Kleinigkeit. Eines Tages hatte Dr. M. in dem zwei Meilen entfernten — heim, ein Dienstgeschäft zu erledigen. Um ein Uhr stand er zum Marsche gerüstet bereit und sagte: „Ich gehe nach — heim, Frauchen, um vier Uhr bin ich dort, eine Stunde dauert mein Geschäft, einschließlich einiger Ruhe macht fünf, dann brauche ich drei Stunden zum Rückmarsche, bin also Punkt acht Uhr wieder zu Hause.“ —

„Recht! Männchen“, erwiderte die Räthin, „führe nur alles schön aus!“

Dr. M. marschierte ab. Als er am Postgebäude vorüberging, lief ihm ein Briefbote entgegen, überreichte ihm ein größeres Schreiben und machte darauf aufmerksam, daß der Vermerk „Eigenhändig abzugeben“ angebracht war. Der Rechtsrath nickte, erbrach das Schreiben im Weitergehen, schaute hinein und warf das Schreiben hinweg, das Couvert aber steckte er sorgfältig in die Tasche — An diesem Nachmittage passirten ihm noch einige Unfälle. Nachdem M. etwa eine Stunde weiter marschiert war, bettete ihn ein Stromer an. Tief in Gedanken zog M. das Portemonnaie, entnahm diesem einen Groschen, schob ihn bedächtig in die Hosentasche, reichte dem Stromer die gefüllte Geldtasche und schritt weiter. Der Stromer schaute dem Davoneilenden erst einige Sekunden lang nach, dann floh er schnell ins Gebüsch und machte sich gute Tage von dem fetten Geschenke. Der Rechts-



Schnell zog er den Degen aus der Scheide.



„Das ist fatal! ich kann also erst in einer Stunde ankommen.“

rath hatte unterdessen seinen Weg fortgesetzt und bereits drei Viertel desselben zurückgelegt, als ihn die Lust anwandelte, eine Cigarre zu rauchen. Da aber ein frischer Luftzug ging, so erloschen die Zündhölzchen immer und immer wie-

der. Aergerlich hierüber drehte er sich herum, mit dem Rücken gegen den Wind und das Reiseziel, nahm mehrere Zündhölzer zugleich, setzte diese in Brand, packte sie zwischen die hohlgemachten Hände und erhielt so Feuer für die Cigarre. Vergnügt blies er die Dampfswolken von sich und schritt wacker fürbaß; es verging eine Stunde und noch eine. — M. zog die Uhr und schüttelte das Haupt, denn es war beinahe sechs Uhr geworden, und um vier Uhr hätte er müssen in —heim sein. Ein fünfständiger Marsch in zwei Meilen zurückzulegen, das war dem wackeren Fußgänger noch nicht vorgekommen; denn in anderthalb Stunden pflegte er in der Ebene eine Meile zurückzulegen. Nun schaute sich der Dr. prüfend in der Gegend um; sie kam ihm merkwürdig bekannt vor. Zugleich ertönte eine bekannte Stimme: „Guten Tag Papa! da bist du ja“. Es war die Stimme seines zwölfjährigen Sohnes und Wildfangs Heinrich. „Wie kommst du denn hier in diese Gegend, mein Kind?“ fragte M. —

„Sehr einfach, Papa, Du siehst, das ist die —städter Allee; da spielen wir Brunnkreisel und von hier habe ich nur zehn Minuten nach Hause.“

„Die —städter Allee!“ versetzte M. und orientierte sich. „Ja, ja, du hast Recht, mein Junge. Si der Tausend! da bin ich ja geradezu nach Hause zurückgelaufen, als ich mir vor zwei Stunden die Cigarre ansteckte und mich dabei umdrehte. Nein, so etwas ist mir aber in der That noch nicht passiert.“

An einem anderen Tage erschien Peter, der Hausbursche, mit einem Kästchen unter dem Arm. „Herr Rechtsrath!“ begann der Bursche. — „Ich bin nicht zu Hause“, entgegnete der Dr. — „Das hilft Sie nichts“, versetzte der Bursche, der die Eigenheiten seines Herrn genau kannte. „Hier ist ein halber Gulden, ich verlange eine Audienz, die dürfen Sie Niemanden verweigern.“ — „Du bist ein verfluchter Kumpen“, antwortete der Rechtsrath, sprich, was willst Du?“ — „Hier ist ein neuer Spucknapf, schön, mit weißem Sande gefüllt“,

sprach der Bursche; „ich stelle ihn neben ihren Arbeitstisch, ganz nahe und recht bequem, damit Sie ihn benützen können“. — „Schön, Peter, werde mirs merken, nun nimm deinen halben Gulden wieder mit, die Audienz kostet nichts.“ — Peter schob von



Er entnahm dem Portemonnaie einen Groschen.

dannen, indem er das Geldstück, das ein großer Kupferkreuzer gewesen, in die Tasche steckte. Nach einiger Zeit erhob sich der Rechtsrath von der Arbeit, überlegte und spazierte im Zimmer auf und ab, wobei er die Brille putzte. Zuletzt blieb er, tief in Gedanken, vor dem neuen Spucknapfe stehen, warf die Brille hinein und spuckte auf den Tisch. Darauf setzte er seine Promenade und seine Gedanken fort.

Beim Mittagessen fehlte die Brille; man suchte in allen Ecken, aber umsonst. Der Herr Rechtsrath griff daher nach einer anderen; denn er besaß nicht bloß mehrere Schlafkröcke, sondern auch ein halbes Duzend Brillen, von denen immer einige verloren waren.

Am folgenden Morgen fand Peter die Brille im neuen Spucknapfe, der aber bis jetzt zu nichts weiter gedient hatte, als um die Brille hineinzuworfen. Den allerfatalsten Streich spielte dem Herrn Rechtsrath seine Zerstreutheit auf einem Sofa.



Er warf die Brille in den Spucknapf und spuckte auf den Tisch.

Hier ging es, obgleich die höchsten Herrschaften anwesend waren, durchaus gemüthlich zu; insbesondere war der junge Prinz Friedrich — so ein kleiner Tausendfaja — die Fidelität selber. Rechtsrath Dr. M. hatte als Mitglied des obersten Verwaltungsgerichtshofes ebenfalls eine Einladung erhalten, war erschienen und wurde mit Auszeichnung behandelt. Es mochten 2 bis 3 Stunden vergangen sein, als Dr. M. die Retirade aufsuchte; in seiner Zerstreutheit ließ er aber den Klapphut stehen, ergriff dafür einen andern Deckel, schob ihn unter den linken Arm u. betrat so den Ballsaal. Die erste

Person, welche ihm hier begegnete, war Prinz Friedrich; dieser liebenswürdige Schelm sah sofort, welchen Streich die Zerstreutheit dem Dr. wieder einmal gespielt hatte. Der Prinz, den der Muthwille stach, faßt den Doktore daher unter

dem rechten Arm und spazierte mit ihm in den Saal hinein, direkt nach den Herrschaften hin. Rechts und links fing es an zu kichern; aber der Doktor achtete das um so weniger, weil er nicht entfernt daran dachte, daß ihm das Lachen gelte, und weil der Prinz gar eifrig auf ihn hineinsprach. So kamen die beiden zum Herzog; dieser stimmte sofort in die Heiterkeit ein. Die Herzogin, welche sich auf der andern Seite des Saales befand, eilte herbei und lachte mit. Naturgemäß lachten jetzt auch die Hofleute und zuletzt alle Ballgäste. Und weil das Lachen bekanntlich gar sehr ansteckt, so lachte der Herr Doktor endlich auch mit. Nun machte Prinz Friedrich einen respektvollen Diener vor den Herrschaften und schritt mit dem Doktor veranügt von dannen. Der Herzog hielt sich die Seiten vor Lachen, die Herzogin wischte sich die gelachten Thränen aus dem Gesichte und die Gäste schwammen in Scherz und Heiterkeit. Durch einen geschickten Griff wußte Prinz Friedrich den Deckel unter dem Arme des Doktors wegzubringen; ein Bedienter, dem der Prinz im Vorübergehen einige Worte zugerannt hatte, brachte den Klapphut des Doktors mit dem Bemerkten: der Hut sei soeben zu Boden gefallen, so daß der Rechtsrath nichts Schlimmes ahnte. Erst nach Monaten erfuhr er, welchen Streich ihm der Klapphut gespielt hatte. Von jener Zeit an ging der Doktor M. nie mehr auf einen Hofball.



Er ließ den Klapphut stehen, ergriff dagegen einen andern Deckel und betrat so den Ballsaal.

Mein Mannem is mein Element!

(Pfälzisch.)

Do hört mar vun de Leit als sage:
Paris, des wär' so wunnerscheen,
Un wann mar sich Bläfir wollt mache,
Do sollt' un mißt mar dort hingehn, —
Poß Himmel, Höll und Operment,
Als ob mar hier nit leve könnt!

's is woher jo, un ich will's aach glaawe:
Mar lebt recht gud in dem Paris;
Doch frog ich, kann mar dort was have,
Was hier nit zehnmol besser is?
Geh' fort, — was d'hu ich do d'rmit:
E Mannem is Paris doch nit!

Ich frog' nor Gens: Hot's dort aach Blanke?*)
E Raafhaus, wo mar bummle kann
Bei Regewedder? — Keen Gedanke!
Un — frog ich weider — hot d'r's dann

*) Der mit Bäumen bepflanzte Platz zwischen Frucht- und Strohmartt in Mannheim heißt „Planten“.

*) Der mit Bäumen bepflanzte Platz zwischen Frucht- und Strohmartt in Mannheim heißt „Planten“.

E Rheinflucht dort, — e Keddbrif,
E Hafe, e Combofchdsawrif?

Un gibt's dort aach Quadrat, ihr Herre,
So egal gleich, daß Jedermann
Sich dhut verlaafe un vererre,
Wann er sein ABC nit kann?
Geht hin un guckt doch in Paris,
Ob des verleicht dort aach so is!

Un dann möcht ich doch aach noch frage:
Hot's dann 'n Neger dort, 'n Rhein?
Un wachst — des soll m'r Gener sage —
Dort aach e so'n guder Wein?
E so e delifat's Gewächs,
Als wie im Negerguds-Cumblery?!

Wertschaste soll's zwar viele gude
Dort have: awer ich meen als,
Mar muß dort aach gehödig „blude“
Un doch hot's dort keen „albi Palz“,
Keen „Wallfisch“ un keen „goldne Bod“,
Keen „Arch“ un aach keen „Roseschbod“!

Keen „Landguttsch“ un aach keen „drei
Glode“,
Keen „Schneeberg“ un keen „Zaunwer-
fleet“,

Wo mir als so gemidlich hode,
Vun Morgens frih bis Dwenbs
schbät:
So Kneipcher hot's nit in Paris,
Des weech ich d'r for ganz gewiß!

Wer kann mer in Paris verrode
Nor ee n so kunschtgeredte Saal,
Wie im Prinz Max noch neuschter
Mode
Des altdeitsch — schdühlvoll Kneip-
lotal
Sunscht hot mer's g'heeße Rehpublit
Jez is es Reh — näß' an — andid.

Wann awer die Reschdauratione
Nit halb so gut sin als wie hier,
So frog' ich nor: dhut sich's dann
lohne,

Dort hinzugehn for sein Bläfir?
E Dunnewedder schlag' do nein:
Was soll d'rnoochder schön dort sein!?

Verleicht's Theater? — Meind'rwege,
Des mag jo gud sein in Paris:
Doch werd keen Mensch Brodescht einlege,
Dah unsers noch viel besser is,
Dann so viel is gewiß: 'n Ditt
Un Pichler have se dort nit!

Verleicht ihr Mädcher? — Non vun dene
Do is mar, meen' ich, liewer schbill:
Pariserinne dhut mar kenne,
Do mag mar sage, was mar will:
Do gibt's doch sicher, sag ich Eich,
Mit unsre Mädcher keen Vergleich;

Drum, wann ich nor die Schwäzereie,
Des elend dumm Gebabbel als
Nit höre mißt! — Ich meen' mir seie
Recht gut doch dran in unsrer Palz,
Un unserm Mannem: Saderment,
Mein Mannem is mein Element!

Barad.

Die sonderbare Sendung.



n den Zeiten des Königs Ludwig XIV. lebte in Paris im Heere des Königs ein junger Mann, Gerard von Chamilly, der Neffe des berühmten Generals gleichen Namens. Derselbe hatte eine Herzensneigung zu einer jungen Dame, und es war sein und ihr Wunsch, je eher je lieber durch Priesters Segen fürs Leben verbunden zu werden. Alle Verwandten der jungen Leute, auch der Onkel-General, waren damit einverstanden. Da geschah es, daß der General durch eine glückliche Kriegsthat Aussicht bekam, zum Marschall von Frankreich befördert zu werden. Das wäre für den jungen Gerard nun ein recht hübsches Ereigniß gewesen; denn einen Marschall zum Onkel zu haben, ist zu allen Zeiten für einen jungen Offizier kein Unschick gewesen. Hier aber kam es anders; denn der künftige Marschall meinte plötzlich, sein Herr Neffe sei zum Heirathen doch noch etwas zu jung und könne vorläufig noch warten, es werde sich für ihn, den Neffen und Erben eines Marschalls von Frankreich, eine vornehmere Partie finden. Das war aber gar nicht nach dem Sinn Gerards und noch weniger nach dem Sinn seiner Verlobten, und die jungen Leute wurden einig, daß sie sich in aller Stille von einem guten alten Geislichen wollten zu-

fammengeben lassen; der Onkel-Marschall, meinten sie, werde sich schon darein finden müssen. Und so war die stille Trauung auf einen Abend im September 1681 verabredet. Dem jungen Mann wurde selbiger Tag lang genug. Es schien ihm, als wollte es heute gar nicht Abend werden, und um sich die lange Zeit zu vertreiben, schlenderte er in den Straßen von Paris herum. Als er vor dem Palaste des Kriegsministers vorüberging, sah er in dessen Hof einen mit zwei kräftigen Pferden bespannten Reisewagen stehen. Er machte sich darüber allerlei Gedanken, aber nicht die rechten; denn daß er noch am nämlichen Tag in dem Wagen eine Reise machen sollte, das wäre ihm nun und nimmer in den Sinn gekommen. Er ging nach Hause, um seinen Hochzeitsstaat anzulegen. Noch hatte er damit nicht angefangen, da kam sein Diener herein und übergab ihm einen Brief. An dem Siegel desselben erkannte er, daß er vom Kriegsminister kam. Viel stand in dem Brief nicht, aber immerhin mehr, als dem jungen Mann lieb war. Es wurde ihm nämlich befohlen, sofort auf's Ministerium zu kommen. In einem solchen Augenblick hat man doch das Recht, alle Kriegsminister der Welt zum Henker zu wünschen, und das that auch Gerard nach besten Kräften hinsichtlich desjenigen von Frankreich; aber bei alledem blieb ihm doch nichts anderes übrig, als dem Befehl ohne Säumen Folge zu leisten. Als er in das Kabinet des Kriegsministers trat, schaute ihn dieser zuerst ein paar Minuten durchdringend an und sagte dann mit eisigkaltem Tone: „Herr von Chamilly, Ihr seid im Begriff, einen Schritt zu thun, der Euch in die Bastille, Eure Geliebte in ein Kloster und Euren alten geistlichen Freund in ein Strafhaus bringen kann.“ Gerard wollte etwas erwidern; aber der Kriegsminister hob, Schweigen gebietend, den Finger. „Woher ich alles weiß“, fuhr er fort, „braucht Euch nicht zu kümmern, und daß ich keine leeren Reden führe, dafür kennt ihr mich. Ich will Euch aber zu Eurem Glück verhelfen unter der Bedingung, daß Ihr mit der Klugheit und Treue, die ich so sehr an Euch schätze, einen Auftrag ausführt. Wollt Ihr oder wollt ihr nicht? Entscheidet Euch sofort!“ Was wollte Gerard machen! Sein Vorgesetzter hatte ihn in der Hand und konnte ihn sofort aus seinem Kabinet in das trostlose Staatsgefängniß, die Bastille, schicken, und kein Hahn hätte darnach gekräht. Deswegen erklärte er sich nach kurzem Besinnen bereit, den Auftrag auszuführen. „Ich habe das von Euch nicht anders erwartet; denn es gilt den Dienst des Königs,“ sprach der hohe Herr, „darum steigt jetzt sofort in den Wagen da unten und reißt ab. Ein ver-

trauter Mann begleitet Euch und wird Euch am rechten Ort und zur rechten Zeit Eure Weisungen einhändigen.“ Der junge Mann war auf eine so schnelle Abreise nicht gefaßt gewesen und verlangte wenigstens eine halbe Stunde Aufschub, um seinen Koffer zu packen. „Ist schon unten auf dem Wagen“, sagte der Kriegsminister.

„So gestatten Eure Excellenz doch wenigstens, daß ich meiner Braut Nachricht über mein Ausbleiben gebe!“ „Paßt mir nicht“, war die kurze und schneidige Antwort, die von einer zwar freundlichen, doch sehr entschiedenen Abschiedsgeberde begleitet war. Und so blieb dem hoffnungsvollen Bräutigam nichts übrig, als in den Wagen zu steigen und in Gottesnamen seinem

unbekannten Schicksale

entgegenzufahren. Schon hatte er Paris weit hinter sich gelassen, da schlug es auf der Kirche eines Dorfes, durch das er fuhr, sechs Uhr. Jeder Schlag kam ihm vor wie ein Keulenschlag auf sein armes Hirn, und das Herz wollte ihm zerpringen vor Zorn und Wehmuth, wenn er daran dachte, daß er zu dieser Stunde mit der Geliebten seines Herzens vor dem Altare hatte stehen wollen, und jetzt auf des Königs Landstraße in die weite, weite Welt hinausrollte und wußte nicht einmal wohin. Und was mußte die Braut von ihm, dem spurlos Verschwundenen denken? Es

war zum Verzweifeln! Aber mit dreiundzwanzig Jahren verzweifelt man nicht so schnell. Der Kriegsminister hatte ja gesagt, er wolle ihm zu seinem Glücke verhelfen, und war derselbe auch ein strenger, ja harter Mann, so konnte der junge Offizier sich doch auf sein Wort verlassen; denn wenn er ihm übel wollte, so säße er jetzt in der Bastille und nicht in einem bequemen Reisewagen. Ueberdies — und das fiel auch ins Gewicht — war sein Schutzherr ein mächtigerer Mann, als der Dunkel-Marschall. Gerard, durch alle diese Erwägungen einigermaßen beruhigt, that deswegen das, was unter gleichen Umständen sicher das Vernünftigste ist: er rückte sich auf den weichen Polstern des Wagens zurecht und schloß den

Schlaf des Gerechten. Seine Träume waren von der angenehmsten Art, um so unbehaglicher war das Erwachen am grauen Morgen des andern Tages: Zorn, Zweifel, Besorgniß marterten ihn, bis durch ein kräftiges Frühstück, das sein Begleiter ihm besorgte, seine Lebensgeister wieder angeregt waren, und im Lauf des zweiten Tages kam es ihm vor, als sei er schon jahrelang von Paris entfernt, und die Neugierde, wohin er reise und was er eigentlich zu thun habe, wurde mächtiger in ihm, als der Liebeskummer. Und so blieb es auch die nächsten drei Tage, nur daß das ewige Fahren anfing, ihm etwas langweilig zu werden.

Endlich am Morgen des vierten Tages öffnete

sein Begleiter den Kutschenschlag und sprach:

„Wir sind am Ziele!“

„Wo?“ sprach Gerard von Chamilly. „Eine halbe Stunde von Basel“, gab der Mann zur Antwort und überreichte ihm einen Brief. „Hier ist ihre Dienstweisung“.

„Endlich wird mir das Räthsel gelöst“, sagte der junge Offizier zu sich selbst, riß den Brief auf u. las. „Ihr begeht Euch sofort in unscheinbarem Kleide nach Basel, bleibt von Schlag 2 bis Schlag 4 Uhr auf der Rheinbrücke beim Bällenkönig stehen u. schreibt gewissenhaft alles auf, was ihr in den zwei Stunden dort seht. Um 4 Uhr steigt Ihr wieder in den Wagen und

nach Paris und erstattet mir Bericht“.

Nun war der junge Mann so klug wie zuvor u. verfügte sich, freilich etwas mürrisch, auf seinen Posten. Was auf der Basler Rheinbrücke vorgehe, meinte er, das hätte auch ein Anderer beobachten können. Deswegen hätte man ihn nicht sozusagen vom Traualtare weg mit Extrapost nach Basel spediren brauchen.

Aber gleichwohl mußte er seinen Auftrag bis zu Ende durchführen.

Der geneigte Leser ist vielleicht auch schon einmal auf der Basler Rheinbrücke gestanden; der Hausfreund war einmal in jüngeren Jahren um Johanni herum bei Sonnenaufgang dort nach



Der Bauersmann mit der gelben Weste schlug dreimal auf die Brücke.

einem unvergeßlich lustigen Gelage mit Basler Gefangesfreunden und auch sonst mehr als einmal und hatte weder nach einer Braut zu seufzen, noch einen Auftrag vom Kriegsminister, und denkt immer mit Vergnügen an selbige Brücke; denn es gibt dort zu allen Stunden Viel und Interessantes zu sehen. Aber alles aufzuschreiben wäre ihm doch nicht angestanden, zumal nicht an selbigem Morgen.

Also item: unser trostloser Bräutigam steht Schlag zwei beim Lällenkönig und schreibt auf, was er sieht: Ein Mann mit einem Stelzfuß bittelt und wird vom Bettelvogt abgeführt.

Ein Leichenzug kommt von Kleinbasel herüber.

Zwei betrunkene Männer bekommen auf der Brücke Streit u. taumeln hinüber nach Kleinbasel.

Ein Mann, der ein Fäßlein voll Karrensalbe trägt, stolpert über einen Mops, fällt hin und gießt die Karrensalbe einem geistlichen Herrn auf die Strümpfe.

Fuhrwerke von allen möglichen Farben, mit Schimmeln, Rappen, Echecken, Braumen fahren herüber und hinüber.

Die Leute laufen zusammen und schauen nach dem Leichnam eines Mannes, der unter der Brücke hindurchschwimmt. Und so schaute und schrieb, und schrieb und schaute er und es schlug vom Brückenthurm und vom Münster drei Viertel auf vier Uhr und noch hatte er nichts Wichtiges gesehen und aufgeschrieben, und dann kam ein Bauersmann, der eine gelbe Weste anhatte und den Dreimaster im Genick sitzen und ausfah, als hätte er in den drei Königen tief ins Glas geguckt; der schlängelte sich über die Brücke und schlug mit seinem Stock dreimal auf das Brückengeländer; auch der wurde geschrieben.

Indem schlug es vier Uhr und Gerard steckte sein Notizbuch ein, ging nach dem Wirthshaus, wo seine Kutsche stand und kam sich vor wie ein rechter Narr, oder wenigstens wie ein Gefoppter. Was für ein Gesicht mußte der Kriegsminister machen, wenn ihm nur solche dumme unbedeutende Sachen berichtet werden. Er hatte aber immerhin seinen Auftrag pünktlich ausgeführt.

Und so ging die Reise mit gleicher Schnelle zurück nach Paris.

Etwas verlegen trat der junge Offizier beim Kriegsminister ein und überreichte demselben seine Aufzeichnungen. Der Minister las mit finstern Gesicht; aber bei der Notiz von dem Bauern mit der gelben Weste ging es wie Sonnenschein über sein Angesicht. Er warf das Büchlein auf einen Tisch, faßte die Hand des jungen Offiziers, schüttelte sie kräftig und sprach: „Alles ganz wohl, heute Abend um sechs Uhr findet Ihre Trauung

statt, nicht heimlich, sondern öffentlich und feierlich. Ihr erster Zeuge werde ich sein und Ihr Oheim, der Marschall Chamilly der zweite.“ Der junge Mann machte große Augen vor Verwunderung: denn er konnte nicht begreifen, warum seine sonderbare Sendung mit einem für ihn so glücklichen Erfolge gekrönt werden sollte. Auch der Leser wird erstaunt fragen: was hat denn der Mann mit der gelben Weste zu bedeuten? Ja, das war eben das Geheimniß. Dieser Mann, ein Bürger der Stadt Straßburg, machte an seiner Vaterstadt den Verräther. Der Kriegsminister zu Paris hatte ihn gedungen, damit er es ihn wissen lasse, wann der günstige Augenblick gekommen sei, wo Straßburg von den Franzosen besetzt werden könne. Das verabredete Zeichen war: selbiger sollte an besagtem Tage zwischen 2 und 4 Uhr auf der Rheinbrücke erscheinen, angethan mit einer gelben Weste und müsse dreimal mit seinem Stocke auf das Brückengeländer schlagen. Das sollte Niemand auf, selbst dem Gesandten nicht, der zur gleichen Stunde aus Paris auf der Brücke eintreffen werde. Und die Moral?

Erzbischof Johann Baptist Orbin.

Nach dem Tode des Bisthumsverwesers und Domdekans Lothar v. Kübel, Bischof von Leuca i. p. i., welcher am 3. August 1881 starb, wählte am 10. August desselben Jahres das Domkapitel in Freiburg den Domkapitular und Offizial Dr. Johann Baptist Orbin als Kapitular-Vikar, d. h. als Bisthumsverweser, am 10. September zum Domdekan, in welches Amt derselbe am 12. September kanonisch eingesetzt wurde. Am 2. Mai 1882 endlich wurde er im ersten Wahlgang einstimmig zum Erzbischof von Freiburg erwählt.

Der neue Bischof, Dr. Theologiae J. B. Orbin, ist am 22. Okt. 1806 in Bruchsal geboren, hatte also das 76. Lebensjahr überschritten, als er zu der hohen Würde ausersehen wurde. Seine Studien begann Orbin auf dem Gymnasium in Bruchsal, besuchte dann das Lyceum zu Rastatt und die Universität Freiburg — ein Kind unseres Landes, hat er auch in demselben ausschließlich seinen Bildungsgang vollendet. Nach einjährigem Seminarstudium erhielt er am 6. August 1830 die Priesterweihe, wurde dann als Kaplan u. Pfarrverweser verwendet, aber schon nach wenigen Jahren zum Stadtpfarrer in Mannheim ernannt, wo er sich die Liebe seiner Pfarrkinder und die Achtung seiner Mitbürger in hohem Grade zu erwerben verstand. Durch den verstorbenen Erzbischof Herman v. Vicari in das Domkapitel berufen, wurde er den 20. Februar 1847 als Dom-

kapitular eingekleidet. Als solcher nun bekleidete er durch eine lange Reihe von Jahren die Stelle des Münsterpfarr-Rektors, hatte aber nebenher noch viele andere Aemter zu verwalten, wie die Direktion der Sautier-Meibelt-Merian'schen Stiftungen, das Amt des Erzbischöflichen Kommissärs der beiden weiblichen Lehrinstitute Adelhäusen und St. Ursula u. a. m.

Später auch wurde er durch den Erzbischof zum Offizial ernannt, und verlieh ihm anlässlich ihres 400jährigen Jubiläums im Jahre 1857 die Universität Freiburg den Grad eines Doktors der Theologie.

Schon im Jahre 1880 hat Drbin sein 50-jähriges Priesterjubiläum gefeiert, bei welcher Gelegenheit ihn Se. Kgl. Hoheit der Großherzog, der ihn wiederholt schon ausgezeichnet, mit dem Commandeurkreuz des Pähringer Löwenordens mit Stern dekorierte.

Reich an Lebenserfahrung und Geschäftskennntnis, welche er in langjähriger Amtsführung erworben, vereint der neue Bischof mit gründlicher Bildung und priesterlicher Frömmigkeit, christliche Demuth und, was uns vor Allem noth thut: Seelengüte und Milde.

Am 11. Juli wurde im Auftrage unseres Großherzogs durch den Präsidenten des Kultus- und Justizministeriums, Herrn Hoff, der Huldigungseid des Herrn Erzbischofs in Empfang genommen.

Die am 12. Juli stattgehabte Feier der Weiheung des Herrn Erzbischofs gestaltete sich zu einem großartigen Feste, an welchem das ganze Land innigen Antheil nahm, und über welches Herr Bischof Hefele sich äußerte: er habe manche derartige Feier schon erlebt, nicht aber solch' hinreichenden Festesjubel, wie ihn der Friedensschluß zwischen Staat und Kirche in der Consecrationsfeier des Friedensbischops Johann Baptist in Freiburg zeigte. Der Hirtenbrief des Herrn Erzbischof, welcher am Sonntag nach der Weihe auf allen Kanzeln der oberrheinischen Kirchenprovinz verlesen wurde, ist in der edelsten Sprache geschrieben und athmet wahrhaft apostolische Würde.

So dürfen wir hoffen, daß mit der Besteigung

des erzbischöflichen Stuhles durch den neuerwählten Kirchenfürsten eine Aera des Friedens für die oberrheinische Kirchenprovinz eingetreten sei.

Rückzug der Ehrenreiter.

Anfangs der vierziger Jahre bereifte Großherzog Leopold von Baden die Main- und Taubergegend. Tausende von Händen waren thätig, um den geliebten Landesherrn würdig zu empfangen. Städtchen und Dörfer verwandelten sich in Blumenhaine, Berg und Thal hallten wieder von Böllerschüssen, und der Klang der Kirchenglocken trug die frohe Kunde von Ort zu Ort. — So lange der hohe Gast im Taubergrunde weilte, lachte der Himmel in ungetrübter Heiterkeit; als Hochder-

selbe sich aber anschickte, diese Gegend zu verlassen, hüllte er sein Angesicht in trübe Trauerwolken, und als die Ehrenreiterschaaar beim Abschiedsgeläute durch die Thore der Stadt W. ritt, fielen bereits schwere Regentropfen hernieder. So was ließen sich die ehrsamten Bürger hoch zu Ross aber ruhig gefallen und gravitatisch trabten sie thalein. Als aber der Himmel Thränen vergoß, so dick, als ob die Engel droben mit Wasserfüßeln hantierten, verdunkelte sich die rosigte Stimmung der Berittenen mehr und mehr und schon raunte Einer dem Andern zu: „Du, ich schlag mich seitlich in Büsche, auf

Einen kommts nicht an“; „i thu nimmer mit“, ließ sich ein Zweiter vernehmen, „i net, i a net“ ein Dritter und Viertes.

Anständigerweise konnten aber doch nicht sämtliche unentschuldiget Reißaus nehmen. Da kam dem alten Peter bei einem kräftigen Donnerschlag der richtige Gedanke. — „Was“, sagt er, „man sagt halt dem Großherzog“, gab seinem Pferd die Sporen und rief zum Wagenschlag hinein: „Königliche Hoheit, d'Vorreiter welle hamn!“ Der Großherzog, welcher keine Ahnung davon hatte, daß die biedereren Taubergründer auch in einem Platfchregen ihre Anhänglichkeit zeigen wollten, bedauerte aufrichtig ihr nasses Schicksal und entließ sie in huldvoller Weise.



Johann Baptist Drbin, Erzbischof von Freiburg.

Prälat K. W. Doll.

Vielen unserer Leser glauben wir, mit dem wohlgetroffenen Bilde unseres Prälaten Doll, dem fünften Nachfolger Johann Peter Hebels in der Prälatur der evangel. Landeskirche, eine besondere Freude zu bereiten; denn überaus groß ist überall im Badenerlande die Zahl Derer, die ihn hochzuachten und wohl zu schätzen wissen, überaus groß aber auch die Zahl Derer, die ihn persönlich lieben und verehren lernten.

Die evangel. Landeskirche des Großherzogthums Baden hat bereits eine Reihe hervorragender Prälaten aufzuzählen, obwohl diese Würde noch nicht lange besteht. Als nämlich vor sechs Jahrzehnten die badische Landesverfassung eingeführt wurde, sollte in der I. Kammer auch die katholische und die evangelische Kirche, und zwar durch geistliche Würdenträger, vertreten werden. Katholischerseits konnte man nun einfach dem Erzbischof von Freiburg einen Sitz in dem hohen Hause anweisen; aber der Bischof der protestantischen Kirche ist nach protestantischem Kirchenrecht der Landesherr selbst, der doch als Landesherr nicht Mitglied der I. Kammer sein kann. Man bedurfte also aus politisch-konstitutionellen Gründen eines geistlichen Stellvertreters des Landesbischofs, und der sollte von nun an unter dem Titel eines „Prälaten“ persönlich von dem Landesherrn ernannt werden. Da lag es nun freilich nahe, einen geeigneten Träger dieses parlamentarischen Amtes unter denjenigen Geistlichen zu suchen, welche als Mitglieder des Kirchenregimentes an der Leitung der Kirche theilhaftig waren u. dadurch vorzugsweise geeignet erschienen, die Bedürfnisse und Interessen der Landeskirche genau und eingehend zu kennen und kräftig zu vertreten. So wurde im Jahr 1819 der damalige „Kirchenrath“ Johann Peter Hebel zum ersten badischen „Prälaten“ ernannt.

Galt von da an der Prälat ausdrücklich als „der erste evangelische Geistliche des Landes“, so wurde demselben später zur Zeit der Prälatur Dr. Ullmann sogar die Stellung eines „Direktors des evangel. Oberkirchenrathes“ zu Theil, eine Einrichtung die sich aber nicht bewährte. Dr. Ullmann führte nach Hebel, Bähr und Hüffel die Prälatur von 1853 bis 1861. Er war ein in ganz Deutschland rühmlich bekannter feinsinniger Theologe vermittelnder Richtung von reichem Wissen und seltener Klarheit in der wissenschaftlichen Darstellung der christlichen Religion und ihrer Geschichte. Aber wiewohl er ein Landpfarrersohn aus der badischen Pfalz war und fast seine ganze Lebenszeit unserer Landeskirche und der Universität Heidel-

berg angehört hatte, war ihm doch in der Gelehrtenstube und in dem Verkehr mit den weiten und vornehmen Kreisen der hochgebildeten Welt die lebendige Fühlung mit der Natur und Eigenart unseres badischen Volkes verloren gegangen. So setzte er zwar im Jahre 1855 auf der damaligen Generalsynode fast ohne Widerspruch die Beseitigung unserer aus der freisinnigen sogenannten altrationalistischen Zeit stammende Gottesdienstordnung, des Katechismus und der biblischen Geschichte durch; aber als im Jahr 1858 die neue „Agende“ wirklich zur Einführung kommen sollte, brach jene unter dem Namen des „Agendenstreites“ bekannte Bewegung aus, welche schließlich den Sturz des Ullmann'schen Regimentes herbeiführte. Nun wurde wieder ein „weltlicher“ Direktor, Staatsrath Dr. Rühl, ernannt, und die Prälatur dem damaligen Heidelberger Stadtpfarrer und Lehrer am dortigen Predigerseminar, Dr. Julius Holzmann, übertragen. In gedeihlichem Zusammenwirken mit dem Ministerium Lamey und kräftig unterstützt von Geheimen Kirchenrath Dr. Richard Rothe in Heidelberg, brachte der neugebildete Oberkirchenrath die neue badische Kirchenverfassung zum Abschluß und Vollzug und verstand es, den heftigen „Schenkelstreit“, welcher im Jahre 1863 über das Buch „das Charakterbild Jesu von Kirchenrath Dr. Schenkel“ ausgebrochen war, durch weise Besonnenheit energisch einzudämmen und allmählig zu beschwichtigen. Nachdem Prälat Holzmann sechzehn bewegte Jahre seines Amtes als Prälat und als Seelsorger der Großh. Familie, in letzterem Amte unter Assistenz des Hofpredigers Doll mit patriarchalischer Ruhe und Würde, trotz schwerer körperlicher Leiden, gewaltet hatte, trat nach dessen Tod (23. Februar 1877) Oberhofprediger Karl Wilhelm Doll in die Prälatur, wie in die Stellung eines Hausgeistlichen der Großherzoglichen Familie ein, in welcher letzterer Stellung ihm nun wieder Hofprediger Helbing zur Seite steht.

Karl Wilhelm Doll wurde am 10. Septbr. 1827 im Pfarrhaus zu Riefeln geboren und am 21. Juli 1848, also vor Vollendung seines 21. Lebensjahres, unter die badischen Vikare eingereiht. Schon nach 2 Jahren erhielt er (1850) die kleine Pfarrei Schmieheim, von wo er schon 1851 als Vorstand der höheren Töchterchule nach Lahr berufen worden, wo damals sein Vater als Pfarrer angestellt war. 1858 wurde er auf seinen Wunsch als Pfarrer nach Sand ernannt u. 1861 als Assessor in den Evang. Oberkirchenrath nach Karlsruhe berufen. Bald wurde er auch zur Ver-
sehung der durch Weggang des Hofpredigers Bey-

schlag erlebigen Hofpredigerstelle beigezogen und 1864 unter Austritt aus dem Oberkirchenrath zum Hofprediger und evangel. Stadtpfarrer in Karlsruhe ernannt, 1874 ihm aber der Titel eines Oberhofpredigers verliehen. Mit seinem Eintritt in die Prälatur (1877) ging seine Pfarrstelle an Hofprediger Helbing über. Unter allen badischen Prälaten ist Doll als der jugendfrischeste in dieses hohe Amt eingetreten. Nicht weil er schon im 51. Lebensjahre (Hüffel freilich schon im 45., Holtmann aber erst im 57., Hebel im 59., Ullmann im 65.) in die Prälatur eintrat, sondern weil er sich körperlich und geistig überhaupt einer so jugendlichen Frische und Beweglichkeit, Unermüdblichkeit und Arbeitsfähigkeit erfreut, wie sie wenig Menschen beschieden ist. Von frühe an hat er seine Thätigkeit auf die zahlreichsten Gebiete des kirchlichen, bürgerlichen, privaten und Vereinslebens ausgedehnt, nie aber sich zersplittert, nie das Eine um des Anderen willen versäumt.

Bei einer bewunderungswürdigen sogen. bureaukratischen Pünktlichkeit bis in die kleinsten und unerheblichsten Dinge hinab, offenbart er überall, in seinen sorgfältigen und sinnigen Predigten und Reden, sowie in der nüchternsten statistischen Tabelle dieselbe Klarheit, Einfachheit und Genauigkeit, der wir auch in seinen Entwürfen kirchlicher Lehrbücher oder den Erlassen der obersten Kirchenbehörde, ja selbst in der musterhaften Schönheit und Deutlichkeit seiner Handschrift begegnen. Dazu kommt eine seltene, nicht gekünstelte, sondern gleichsam angeborene Liebenswürdigkeit und Einfachheit im persönlichen Verkehr, die Abwesenheit jeder theatralischen Würde, jedes pathetisch-salbungsvollen Kanzeltones am unrechten Platze. In hohem Maße besitzt Prälat Doll die Kunst und Energie, die Vermittlung und Versöhnung zwischen entgegenstehenden Ansichten und streitenden Parteien herbeizuführen. Biegsam und elastisch wie ein guter Stahl und von seltener Beherrschung aller persönlichen Leidenschaft, offenbart er bei all seiner Freundlichkeit, Milde und gefelligen Heiterkeit dem Auge des Näherstehenden doch zuweilen eine seltene Energie, Zähigkeit und Ausdauer in der Verfolgung

der von ihm als richtig erkannten Ziele. Nur selten, und nur da, wo es nach reifer Ueberlegung zur Förderung der Sache nöthig erscheint, tritt dann auch an ihm eine den oberflächlichen Beurtheiler verblüffende Schneidigkeit und Energie zu Tage, ohne die ein Haupt einer großen vielbewegten Gemeinschaft verloren ist. Zumeist aber führt Doll fast unmerklich das Steuer der Kirche, scheinbar nur mit spielender Hand, aber stets achtet er sorgfältig auf die Stimmung und das Urtheil Anderer, und auf die Zeichen der Zeit, wie der Seemann auf Wind und Wellenschlag. Nicht am „grünen Tisch“, sondern im lebendigen herzlichen Verkehr mit den Pfarrern in Stadt und Land und mit den weitesten Kreisen des Volkes sucht er das der Gesamtheit der Kirche Heilsame und Förderliche zu entdecken und unter der freudigen Mithilfe Anderer auszuführen; denn frische, selbstständige Thätigkeit in der Landesgeistlichkeit zu wecken und zu fördern, ist sichtlich sein eifrigstes Bestreben.

Nicht unverdient trägt er die hohen Ehrenzeichen des Großherzoglichen u. Kaiserlichen Hauses. Sie sind ein Zeugniß der gerechten Anerkennung seiner hingebenden Treue, seiner unermüdblichen Thätigkeit als Seelsorger, Prediger und Lehrer im Fürstenhause wie als hervorragender Mitarbeiter an jenem mächtig erwachsenen

segensreichen Vereinsleben, das nicht nur dem Namen nach unter dem Protektorat unserer geliebten Frau Großherzogin erblüht ist. In der ersten Kammer ist der jetzige Prälat stets mit Umsicht, Energie und Erfolg bestrebt gewesen, das gute Einvernehmen zwischen Staats- und Kirchen-Regiment zu fördern und die Interessen der evangelischen Kirche, ebenso treu aber auch die Interessen des gesammten Badener Landes, wie des großen deutschen Reiches zu fördern. Im Innern der evangelischen Kirche hat er bereits viel zur Milderung der Parteikämpfe beigetragen, den Sinn der Gemeinsamkeit unter den Geistlichen erfolgreich gefördert und unsere unirte Landeskirche allen drohenden inneren Agitationen und bedenklichen Einflüssen von außen gegenüber fest und unentwegt in ihrer süddeutschen Art und freien Selbstständigkeit erhalten



Prälat R. W. Doll.

helfen. Ein Kind unseres Landes, und demselben von ganzem Herzen zugethan, steht er hochverehrt an der Spitze der evangelischen Geistlichen, mit der er sich unangesehen jeder theologischen Richtung, stets in brüderlicher, kollegialischer Einheit verbunden fühlt. Aber auch er weiß, daß die Geistlichen nur um der Gemeinde willen da sind: und darum kommen ihm auch diese letzteren überall mit vollstem und herzlichsten Vertrauen entgegen, das schöne Wort stets aufs neue erfüllend: „Liebe um Liebe“

—I.

Berthold Auerbach.

Am 8. Februar 1882 wurde zu Cannes, im südlichen Frankreich, ein Mann von dieser Erde abgerufen, dem, ein Erinnerungsblatt zu widmen, für den Hebel'schen Hausfreund eine heilige Pflicht ist. Wenn auch Berthold Auerbach kein Kind Badens war, so stand doch seine Wiege im Schwarzwalde, ganz nahe unserer Landesgrenze jenseits des Kniebis, im Württembergischen Amte Horb, zu Nordstetten am Neckar, und sein Bestes, was er geschrieben, seine Dorfgeschichten, spielen im Tannendufte des Schwarzwaldes, auf den grünen Matten und an den rauschenden Quellen unseres Heimathgebirges.

In Karlsruhe hat er einen Theil seiner Studien gemacht, und oft und gerne weilte er in Baden, wie noch zuletzt in Karlsruhe und Freiburg, wo er unter lieben Freunden und Jugendgenossen manche fröhliche Stunde verbrachte.

Berthold Auerbach wurde geboren am 28. Februar 1812 von israelitischen Eltern. Er ward von seinem Vater zum Rabbiner bestimmt und besuchte daher, nachdem er die Dorfschule in seinem 12. Jahre verlassen, während 2 Jahren die Talmudschule zu Hechingen und dann die Schule in Karlsruhe, wo er 3 Jahre zubrachte. Der junge Auerbach fühlte jedoch in keiner Weise Neigung zum geistlichen Stande; — er wollte die Rechte studieren — besuchte vom Jahre 1830 an noch das Gymnasium zu Stuttgart und siedelte

endlich auf die Universität Tübingen über. Anstatt der trockenen Rechtswissenschaft trieb er jedoch hier geschichtliche und philosophische Studien, wurde Burschenschafter und genoß als solcher, der Volksaufwiegelung verdächtig, mehrere Monate freies Quartier auf dem Dichterheim „Hohenasberg“. Hier hatte er Muse zu litterarischen Arbeiten, und ging, nachdem er die goldene Freiheit wieder erlangt, nach München und später nach Heidelberg, wo seine erste Schrift „Das Judenthum und die neueste Litteratur“ im Jahre 1836 erschien. Bald folgten einige Romane, welche jedoch die von Auerbach gehoffte Wirkung nicht erzielten. Nun erst kam der junge Dichter ins richtige Fahrwasser; er griff hinein ins volle

Menschenleben, schilderte in naturgetreuen Bildern die Dorfbewohner seiner Heimath — er schrieb die unübertrefflichen

Schwarzwälder Dorfgeschichten (Leipzig 1843 bis 54). Wer kennt nicht die Frau Professorin, Befehlerles, Wilhelm von Buchenberg, das „Barfüßele“ und wie sie alle heißen — sie sind ein liebes Eigenthum des deutschen Volkes geworden. Auerbach hat zwar seine schriftstellerische Thätigkeit noch viel weiter ausgedehnt; er schrieb viele Gedichte, Novellen und Romane; ja er versuchte sich sogar mit vielem Geschick und Glück als Kalendermann: aber

sein Bestes sind und bleiben die „Dorfgeschichten“ — es sind die Erlebnisse seiner Jugend; die Gestalten, die er uns vorzaubert, sind lauter gute Freunde und Bekannte: es sind Menschen von Fleisch und Blut. Diese Geschichten zeugen aber auch von dem köstlichen Humor und dem reichen und tiefen Gemüth unseres heimathlichen Dichters. Selbst gereizt, konnte Auerbach nicht eigentlich böse werden. Als im Freundeskreise in Freiburg die Rede darauf kam, daß Frau Birch-Pfeiffer ihm seine „Frau Professorin“ zu einem Schauspiel „Stadt u. Land“ umgewandelt habe, wovon er gar nicht erbaut war, sagte er launisch: „Euch wär's auch nicht recht, wenn man Euch das „Lorle“ abgefotten hätte.“

Das deutsche Volk verliert in Auerbach einen Volkschriftsteller und Kalendermann im edelsten



Berthold Auerbach.

Sinne des Wortes und mit ihm einen bedeutenden Dichter. Die rührende Leichenfeier auf dem einsamen Judentirchhofe zu Nordstetten, wo er im Tode ruhen wollte, zeigte, daß das Volk seinen Dichter ehrt; sein Grab wird stets besucht sein und nie des sinnigen Schmuckes liebevoller Erinnerung entbehren. Die Worte, die er seinem sterbenden Spinoza in den Mund legt, schlagen den Grundton an, der voll und rein sein eigenes geistiges Sein u. Schaffen durchklingt u. lauten: „Ich habe mich sorgfältig bestrebt, die menschlichen Handlungen weder zu belachen, noch zu beklagen, noch zu verabscheuen — sondern zu erkennen!“

Der Brand zu Sizlikon.

Die Sizlikler Mühle ist weit u. breit bekannt und zwar nicht ihres feinen Nutschelmehls wegen, auch nicht wegen der herrlichen Aussicht, welche man von dort aus genießt, oder des rauschenden Wildbachs halber, dessen krySTALLARE Wellen ihre Räder treiben — o nein das kann man: auch wo anders haben — sondern besonders deswegen, weil man dort das, was Leib und Seel' zusammenhält, gut und billig haben kann. So war die Mühle zu jeder Jahreszeit fleißig besucht von Alt und Jung, die sich die Forellen und die feinen Weine des Müllers trefflich schmecken ließen, und an schönen Sommertagen konnte man in dem herrlich angelegten großen und schattigen Garten manchen „Chlöpf“ hören, mit dem der entforckte „Musjö“ sich Luft machte.

In dieser Mühle war nun im letzten Winter Feuer ausgebrochen und von allen Seiten eilten die hülfereiten Nachbarn herbei zum Löschen, darunter nicht zuletzt die Pompiers von Trümmlikon mit ihrer Spritze.

Als die biedern Trümmlikler ankamen, stand das Anwesen schon in vollen Flammen; die Spritze nahm aber alsbald Aufstellung und die

waderen „Chnaben“ pumpten mit viehmäßiger Kraft, so daß sie Bäche von Wasser in die Höhe schleuderten.

Der „Herr Häuptma“ der Trümmlikler Feuerleute hatte wie ein Schlachtenlenker seitwärts der Mühle auf einem kleinen Hügel seine Aufstellung genommen, um von dort aus die Wirkung des Angriffs zu beobachten und das Ganze zu leiten.

Nach einiger Zeit nun glaubte er zu bemerken, daß die Zahl der Wasserträger sich auffällig verringere. Ohne seinen erhabenen Standpunkt zu verlassen, rief er pflichteifrig zur Spritze hinab: „Wo zuem Tüfel sind au d'Buttemanne?“ und von unten kam die Antwort: „Herr Häuptma, sie löschet!“ Der



„Herr Häuptma — se löschet!“

brave Befehlshaber beruhigte sich zwar dabei, fand aber bald, daß auch die Spritzenmannschaft bedenkliche Lücken zeige und wieder tönte es hinab: „Zuem Dunderschieß, wo sind au d'Pumpe-lüt?“

„Herr Häuptma — sie löschet!“

Da mußte Etwas nicht in Ordnung sein. Der „Häuptma“ verlieh seinen Beobachtungsposten und ging, um sich zu überzeugen,

hinab. Ehe er aber noch die Spritze erreichte, wanfte sein treuer Spritzenmeister vom Wirtschaftsgebäude her ihm entgegen.

„Wo sind au d'Chaibe — him Schtrohl?“ herrschte der gestrenge Befehlshaber den Spritzenmeister an.

„Herr Häuptma — se löschet!“

„Wo löschet se?“

„Wo werde se lösche — im Cheller!“

Im Keller — was konnte da brennen? Dem „Häuptma“ stieg eine dunkle Ahnung auf. Er eilte selbst hinab in den kühlen feuer sicheren Raum. Was aber mußten seine Augen hier erblicken!

Da saßen seine „Chnaben“ um ein großes Faß und beim matten Schimmer einer Spritzen-

laterne ging ein gewaltiger Humpen im Kreise um. „S'Dunder un s'Wetter soll ouch uf de Chrind fahren — ihr meineidige Cheker. Isch das au g'löscht?“

„Se jo isch's g'löscht“, grölte der Dorffschmied, ein gewaltiger Eufus, „alleweg isch's g'löscht, und s'isch au nöthig gsi. Dert oben isch's sölli unanmuethig und s'Füer und s'Pumpe macht en fürchtige Durst!“

Da fuhr aber der „Hauptma“ heraus: „Ue sag i ouch, use ihr dunderschlechtige Siebecher. I buetz ouch um Feustliver und macht ouch gleitig uf d'Socke, fußt folgt no Anders!“

„No no, numme nit so wild, Häuptmännle!“ lachte der Sohn des Müllers, ein Ströchlji, wie's kein zweites gab, „us-brennt isch's scho, verassékuriert sind mer au — also seid vernünftig, do isch d'Flesche, nehmet au en Schluck Sillery — jo billig chummet ihr nit bald zue!“

„Om — was sollte der „Herr Häuptma“ thun? Eigentlich hatte der Müllerseppli recht. Abgebrannt war die Mühle, zu thun war nimmer viel und „Musjö“ gab es nicht alle Tage. Ergo:

„No, i will ouch B'schid thue, Seppli — die Dunderschabe hennt mi' so in Jascht brocht — uf's Wohl!“

Als aber beim Heimfahren die spritzenvolle Löschmannschaft aufgeladen war und keiner fehlte, sprach der würdige Kommandant:

„I will ouch die Buß nochlo. S'isch numme guet, daß alli do sind. S'wär doch e Blamasche gsi, wenn's heiße würd — die Trümmlicher Schprize hett ihr Mannschaft im Schtich alo: nei — bi uns heißt's alleweg mit der Schprize oder uf der Schprize!“

Welches Unheil ein Hausknecht nicht anstellen kann.

(Eine wahre Begebenheit.)

In einem deutschen Kleinstaate wird zur Belehrung der Gewerbetreibenden vielerlei gethan, so werden unter Anderem auch Vorträge gehalten, in welchen gesagt wird, wie Manches sein,

und wie es nicht sein sollte. Unter den Gelehrten, welche die Aufklärungsarbeit zu besorgen hatten, befand sich auch der Chemiker Hans Bläulich. — Dieser erhielt den Auftrag, im Städtchen X. in einem Vortrage sein Licht leuchten zu lassen, und weil er nicht lange nach einem andern Thema suchen wollte, verfiel er auf's Wasser. Die zu dem Vortrage nöthigen Präparate, darunter eine Flasche extra präparirtes Kalkwasser, u. Flüssigkeiten sandte er einige Tage vor seiner Abreise an das ihm bezeichnete Gasthaus ab. Der Hausknecht desselben hatte den Auftrag erhalten, den Korb abzuholen, auszupacken und die Gegenstände im Saal aufzustellen.

Als der Chemiker ankam, fand er alle seine

Mixturen in schönster Ordnung auf dem Vortragstisch aufgepflanzt.

— Der Saal war zum Erdrücken gefüllt, obgleich für gewöhnlich das Wasser im Städtchen X. keine große Anziehungskraft auszuüben pflegte u. man darob auch sonst nicht in die Sonne geht. — Der gelehrte Herr begann seinen Vortrag mit einer weitschweifigen, wässrigen Einleitung, wollte nun zu den Experimenten schreiten und begann:

„Das für das Leben nöthwendigste und deshalb wichtigste Genussmittel ist das Trinkwasser. Es darf dasselbe keine der Gesundheit nachtheilige Stoffe enthalten und ist es da-

rum nothwendig, seine Beschaffenheit zu kennen. Auch für den Hausgebrauch ist dessen Zusammensetzung nicht gleichgiltig. So ist z. B. ein stark kalkhaltiges Wasser ungeeignet für manche Zwecke des häuslichen Gebrauches, wie zum Waschen, weil es die Seife gerinnen macht und Fette nicht auflöst. Um Ihnen dieses nachzuweisen, tröpfle ich hier in dieses Ihrem Marktbrunnen entnommene Wasser etwas Seifenlösung, und sofort wird die Seife in weißen Flocken niedersinken, ein Beweis seiner Härte. Er tröpfelt hinein, aber — das Wasser bleibt kristallhell. — So was kann einem Chemiker schon passieren — er schob das Glas bei Seite mit der Bemerkung „etwas zuwarten“. Gleich werde er in dem neuzugestellten Glase dessen Kalkgehalt auch in anderer



„Gleich werden Sie wahrnehmen, daß der Kalk sich als milchige Wolke niederschlägt.“

„etwas zuwarten“. Gleich werde er in dem neuzugestellten Glase dessen Kalkgehalt auch in anderer

Weise nachweisen; er gieße oralsaures Ammoniak hinein und der Kalk im Wasser werde sich als weiße Wolke niederschlagen. Er gießt hinein, — aber — das helle Wasserlein trübt sich abermals nicht. — Wahrscheinlich, sagt der Herr Doktor, sei diese Flüssigkeit verdorben. Er nimmt ein anderes Glas, füllt dasselbe und erklärt, welche Bestandtheile ein gutes Trinkwasser ferner nicht enthalten dürfe. So müsse das Wasser rein sein von mikroskopischen Pilzen, salpetriger Säure und Ammoniak, und dürfe nur geringe Mengen von Nitraten, Chloriden und Sulfaten enthalten. Um nun das Ammoniak im Wasser nachzuweisen, von welchem Ihr Trinkwasser große Mengen enthält, gebe ich in das Glas Wasser hier Quecksilberjodid-Jodkaliumlösung, worauf dasselbe eine stark rothe Farbe annimmt, aber erst nach einiger Zeit, denn dieses Mittel reagiere langsam. Er gibt sie hinein, aber siehe da, das Wasser hat heute seinen eigenen Kopf — es wird sofort weiß wie Buttermilch. — Der Herr Doktor wird mehr und mehr aufgereggt; er greift in die Westentasche und holt ein Stückchen Kalkstein hervor, erklärt die zerstörende Wirkung der Schwefelsäure auf den Stein, was aus dem Fischen desselben zu entnehmen sei. — Er gießt darauf und es zischt — aber nicht auf dem Kalkstein — sondern im Pubikum, denn der Stein rührt sich nicht. — „Was ist das?“ ruft entrüstet der Scheidekünstler; er greift nach einem rothen Fläschchen, — „das ist lapis infernalis“. Da streift sein Auge das Schildchen, auf dem steht „Seifenwasser“.

„Hier hat vermessener Uebermuth seine Hand im Spiele!“ ruft der Herr Doktor empört ins Publikum hinein. — Große Heiterkeit unter demselben.

Man ruft den Wirth, dieser weiß von nichts, glaubt aber, am Ende könnte der Hausknecht Auskunft geben.

Johann wird gerufen und zitternd und zögernd erklärt er, es sei ihm etwas passiert. Als er den Korb die Stiege heraufgeschleppt, konnte er nicht vor sich hinsehen, trat der Hausknecht auf den Schwanz und fiel mit dem Korb die Stiege hinauf, daß es klang und klirrte, während ein Strom von Flüssigkeit die Treppen hinunterplätscherte. —

Nachdem er sich von dem Schrecken erholt hatte, trug er den Korb in den Tanzsaal, packte ihn aus, und fand darin ganze gefüllte Fläschchen und zerbrochene Flaschen mit Flüssigkeitsresten. Johann, kein dummer Kerl, wußte sich zu helfen. Er untersuchte die in den Scherben befindlichen Reste auf ihren Gehalt und fand: die große Flasche habe Wasser enthalten. Schnell war eine andere Flasche herbeigeht und von ihm mit Wasser gefüllt. — Die Scherben eines

kleinen Fläschchens belecte er und fand: darin war Zwetschgenbranntwein. Ein neues Gläschen aus der Apotheke und Zwetschgenwasser aus der Einschanke ersetzten schnell das Verunglückte. Das dritte zerbrochene Fläschchen habe eine trübe, gelbe, salzige Brühe enthalten, da — da sei er irgendwo hingegangen und — und habe es gefüllt. — Mordmässiges Gallo! im Saale! — Und weiter hätten sich in Folge der stattgehabten Ueberschwemmung im Korbe die Schildchen von manchen Flaschen losgelöst, und hätte er da auf jede Flasche wieder eines gepappt. — So kam auf die Höllesteinflasche die Seifenwasser-Étiquette. — Neuer Lärm und unbändige Bravos.

An eine Fortsetzung des Vortrags war nun nicht mehr zu denken, und soll an diesem verunglückten Wasserabend ein Quantum Bier vertilgt worden sein, wie im Gasthaus zur Sonne noch keines verschwunden ist.

Der Bergsturz bei Elm.

Elm, den 8. Sept. 1881.

Lieber Hausfreund!

Hier, wo die Welt zwar nicht mit Brettern vernagelt, aber mit himmelhohen Felsen vermauert ist, harre ich nun schon drei volle Tage und kann weder vor-, noch rückwärts wandern. Warum? — Ein Regen ohne Ende ergießt sich in das Thal, und auf die Berge lagert sich ein knietiefer Schnee. Zwar lebt sich's im Hotel Elmer recht gemüthlich; aber heute Mittag, als die Wolken an den Felswänden hinauftrochen, und nur noch ein feiner Regenschauer fiel, da ließ es mich nicht mehr unter dem Dache: es trieb mich hinaus in den höllischen Bergfessel des Unterthals, der sich eine halbe Stunde weit in die Berge hineinwölbt. Ha! wie sie kühn emporsteigen, die Felsmauern rings umher: vor mir das Mörderhorn, links die Camperduneralp und rechts der Plattenberg. Soeben wälzt sich im Osten der Wolfenschleier hinter den Hochgrat zurück und im Hintergrunde erscheint der Zadenkamm der Tschingelhörner, gehüllt in ein jungfräuliches Schneegewand; jähsenken dieselben ihre Wände in die schauerliche Schlucht des wilden Tschingelbachs. Das ist ein Bild von überwältigendem Eindruck. Wie winzig klein fühlt sich doch der Mensch gegenüber dieser majestätischen Gebirgswelt! Ist es nicht Vermessenheit, den Zeichenstift zu ergreifen, um diese großartigen Linien zu skizzieren? Und doch konnte ich der Lodung nicht widerstehen. Hier, lieber Hausfreund, hast du das Bild — wenn Du es zu lesen verstehst, spricht es beredter als viele Worte. (Siehe Abbildung I.) Kaum hatte ich das Bild vollendet, so zog es mich unwiderstehlich hinauf auf den kühnen Vorsprung des Plattenbergs. Hinter den Schiefermagazinen führte mich ein steiniger Weg zu den Schieferbrücken. Sie sind von den Steinbrechern verlassen; denn einige Gruben hatte der Regen überschwemmt aus den Wandungen bringt allerwärts das Sickerwasser und löst bald da, bald dort Gesteinstrümmer ab, die rasselnd in die Tiefe rollen. Ich verließ diesen unheimlichen Ort, um freie Aussicht zu gewinnen. Das

gelang mir jedoch erst nach mehreren Irrgängen auf einem morastigen und steilen Umwege, der mich durch ein Gehölze mit malerischen Baumgruppen führte. Nadelhölzer wechseln ab mit Ahorn und Erlen. Aber sonderbar: die Stämme haben die lothrechte Richtung verloren; hier neigen sie sich zu einander, als ob sie sich gegenseitig stützen wollten; dort wenden sie sich stolz von einander ab. Der Boden zeigt rings umher sonderbare Wulstungen, und schräg über die Kruppe hin zieht sich eine zackige Erbspalte. Da hinein ergießt sich ein kleiner Waldbach und verschwindet quergelnd in den Eingeweiden des Plattenbergs. Weglos stieg ich nun höher und höher und erreichte endlich auf dem Stäfeli (1642m) einen herrlichen Ueberblick über das reizende Thal. Aber bald sanken die Wolken wieder auf die Berge herab; ein eifriger Abendwind zerkaufte sie und wirbelte ihre Fäden um die Faden der Felsen, und es rieselte ein Staubregen nieder. Zum Glücke führt vom Stäfeli ein gangbarer Zickzackpfad hinab auf das hart am Bergfuße gelegene Elm. Mit sinkender Nacht kam ich dort an. Ich traf da eine muntere Gesellschaft. Sie bestand theils aus Dorfbewohnern, theils aus Touristen, die aus verschiedenen Himmelsstrichen hier zusammengeeregnet worden waren. Das Gespräch drehte sich um Alpenwirthschaft, Rindstauen, Viehzucht, besonders aber um die Ausbeutung der Schieferbrüche am Plattenberg. Ich mischte mich in die Unterhaltung und erzählte meine soeben gemachte Beobachtung. Ein älterer Mann bemerkte: „s cha si, bi Gott, daß üs no der ganzi Hagel zemmefei.“ Ein Anderer entgegnete: „Der Plattenberg stoht scho mengi tusig Johr; der mag's ebi no länger verlibe als Ihr!“

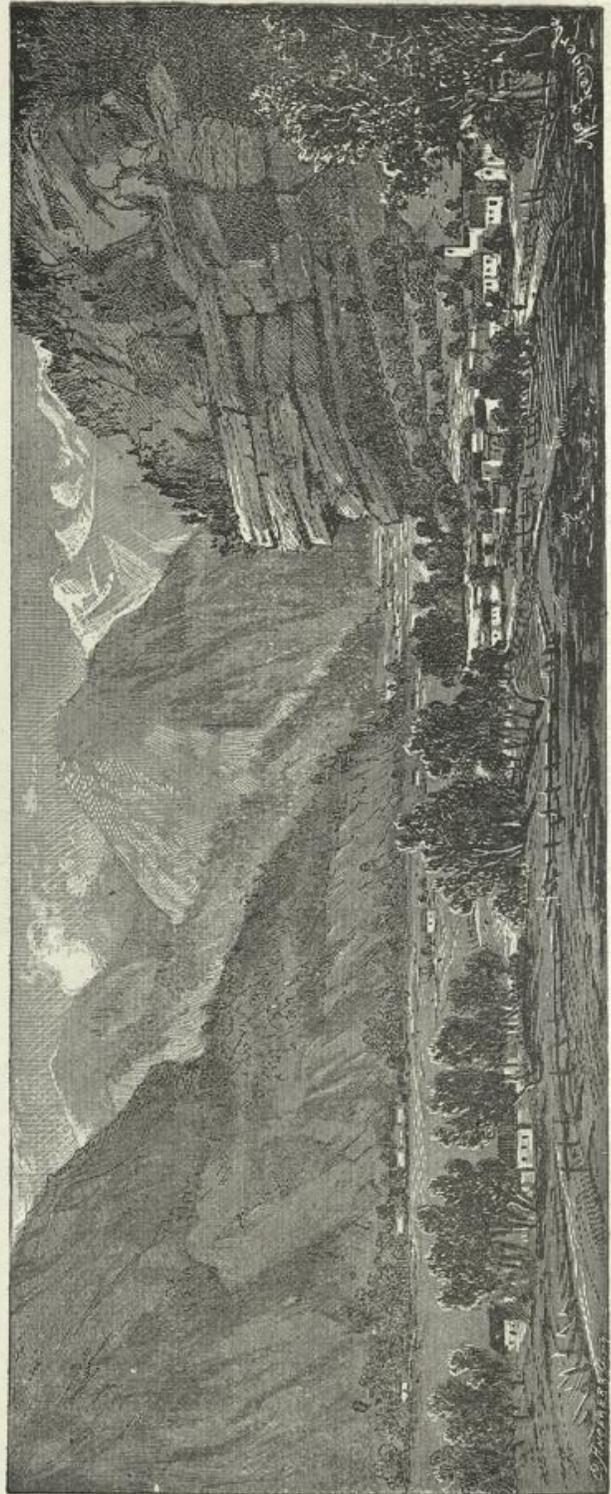
Wir aber wurde es unheimlich zu Muth. Ich zog mich auf mein Zimmer zurück und suchte die Nachtruhe; aber ich konnte sie nicht finden. Da ergriff ich die Feder und schrieb diesen Brief. Morgen werde ich abreisen — hier duldet's mich nicht mehr länger. In einigen Tagen wirst Du erfahren, wohin ich gewandert bin. Lasse die folgende Bleistiftskizze von Elm mit dem Plattenberge in Holz schneiden; wenn das Bild gelingt, gibt's Etwas für den Kalender.

Dein Freund J.

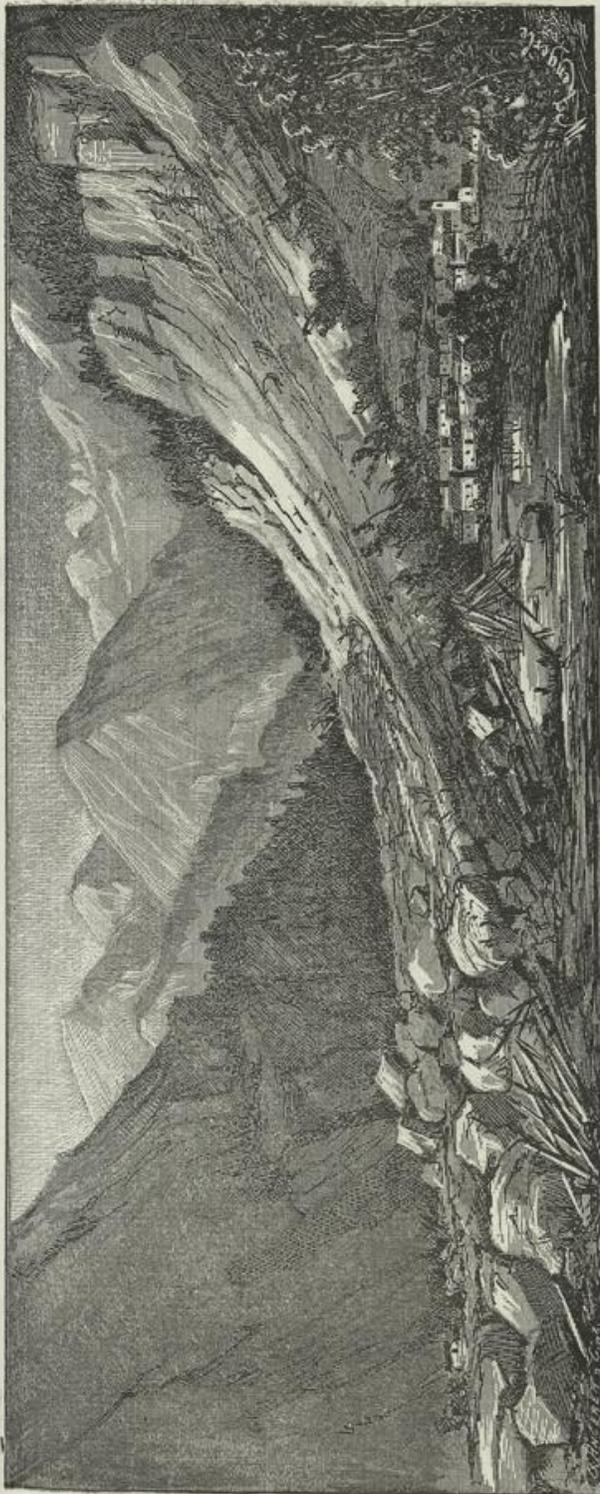
Wesen, den 12. September 1881.

Aber bester Hausfreund!

Der Plattenberg ist auf Elm herabgestürzt. Mir schauert! Zwei Augenzeugen schildern mir soeben das furchtbare Ereigniß. Gestern war ein reichlicher Regen gefallen. Von Zeit zu Zeit lösten sich Steinblöcke von der Felswand des Berges und fuhren rasselnd zu Thale. Das erregte die Aufmerksamkeit der Dorfbewohner. Da begannen, so gegen 5 Uhr, die Waldbäume auf der Kruppe zu wanken: sie legten sich seitwärts wie Aehren unter der Hand des Schnitters. Plötzlich bohrten über den Schieferbrüchen die Felslager und stürzten mit erschütterndem Donnergetöse hinab und verschütteten die Schiefermagazine und die Wirthschaft zum Martinsloch. Jäher Schreck erfaßte die Bewohner des Unterthals; in wilder Hast gings an ein Retten und Flüchten. Aber schon nach einer Viertelstunde folgte ein zweiter Sturz, gewaltiger als der erste und begrub die



Elm, drei Tage vor dem Bergsturz aufgenommen.



Elm nach dem Bergsturz.

obern Häuser des Unterthals unter Schutt und Trümmer. Da eilten aus dem verschont gebliebenen obern Dorfe etwa 30 Bürger zur Hilfe herbei, leider um nie wieder zurückzukehren. — Kaum hatten sie die eiserne Sernstbrücke überschritten, gewahrte man in einer weit beträchtlicheren Höhe als zuvor wiederum eine unheimliche Bewegung auf weite Strecken hin. Die Bäume wogten durcheinander wie ein vom Wind erregtes Aehrenfeld; die Felsen borsten und klasten weitspaltig. Die ganze riesiggroße Bergwand bäumte sich heraus, stürzte mit dumpfem Dröhnen in die Tiefe und eine schwarzgraue Staubwolke wirbelte qualmig empor und faufste, von einem heftigen Sturme getragen, thalwärts, zerknickte Bäume wie Halme, legte die Häuser hinweg: Schindeln Bretter, Balken, ja die eiserne Sernstbrücke — Thiere und Menschen, alles wirbelte in der Luft durcheinander und wurde fallend erreicht durch den pfeilschnell daher saujenden Strom der Felstrümmer, der das ganze Unterthal unter seinen thurm hohen Schuttmassen begrub. Das war das Werk weniger Augenblicke. Jetzt trat Todtenstille ein. Die graue Staubwolke lagerte sich weithin über die Gegend. Thränenleeren Blickes, betäubt vor Schrecken, starnten die Ueberlebenden auf den Gräuel der Verwüstung. Gegen 200 Menschen sind zernichtet mit einem Schlag. Alles, was der Sturm und der Steinstrom erreichte, ist zu Grunde gegangen. Doch muß es ein plötzliches und schmerzloses Sterben gewesen sein. Im Nu wurden die Opfer von der Staubwolke emporgewirbelt, der Besinnung beraubt, erstickt und niedergeschmettert in das zermalnende Grab. Alle Rettungsversuche erwiesen sich als ohnmächtig. Nur einen Greis von 93 Jahren zog man noch lebend aus dem Schutte hervor. Sonst fand man hin und wieder unkenntliche Reste zerstückelter Leichen. Trauriger als das Loos der Erschlagenen ist offenbar das der Hinterbliebenen! Wie ist die schöne Heimat, das trauliche Elm, zu Grunde gerichtet! Um die Kirche gruppieren sich noch die Häuser des obern Dorfes. Der Sernst ist durch den Schuttriegel abgesperret u. bildet einen kleinen See. Lieber Hausfreund ich will für ein anschauliches Bild dieser Zerstörung sorgen; das magst Du als Gegenstück zu „Elm vor dem Bergsturze“ Deinen Lesern vorlegen. (Siehe Abbildung II!) Laß Dir von ihm das noch erzählen, was ich Dir in meiner erregten Stimmung nicht schreiben kann.

Dein Freund J.

Nachtrag.

Nach amtlichen Erhebungen wurden 115 Menschen erschlagen, darunter 78 Erwachsene und zwar 31 Familienväter, 19 Ehefrauen, 13 ledige Männer, 8 Mädchen, 6 Wittwer und 1 Wittwe; 31 meist jüngere Frauen sind zu Wittwen und 38 unerzogene Kinder zu Waisen geworden. Ganz verschwunden sind 11 zusammenwohnende Familien. — 249 Jucharten oder 89½ Hektaren nutzbarer Grund und Boden, nebst 83 Gebäuden liegen verschüttet unter dem Schuttwall. Das Abrißgebiet hat eine Höhe von 500 m und eine Breite von 320 m; die Steigung beträgt 70 Prozent; die Sturzmassen selbst berechnen sich auf zehn Millionen Kubitmeter.



„Mit 'm allergröschte Vergnieche!“

f der ganze Herrgottswelt kann d'rs feen gudmthigere un g'fälligere Mensche gewe, als mein Bedder, de frihere Gemeenderath Schnorwel. Wann Gener e Anliege hot un geht hin zu'm u. säch: „Viever Herr Schnorwel, wären Se nit so gud, mir hunnert Mark zu wechsele, — ich bring' Ihne de Hunnertmarkt-Schein morgo oder iwer morgo“, so säch er halt: „Mit 'm gröschte Vergnieche!“ Odder wann Geni säch: „Höre Se Herr Rath“ — dann er hört sich gar gern so nenne, wenn er aach

d'rhernoochder aach Ihne, — vun dere will ich nix!“

„So?“ säch er un macht e Kumbelment, „dann dant ich Ihne recht schön, — awer des kann i jo fascht gar nit annehmen!“ „Warum dann nit, Herr Rath?“ säch se jek widder, „des wär' m'r schön: des derse Se m'r nit abschlage, Herr Rath — des is Schieggeld, — des verschdeht sich jo ganz vun selwer, — die Sau g'hört Ihne: des dhun ich nit annerscht!“

„Non,“ säch do mein Vetter, „wann des is, will ich so frei sein. Awer des misse Se m'r schun erlaawe, Fraa Engel, daß ich Ihne e schön Ribbeschdicke niver-schid' und verleicht aach e Dhr un e Rissel-schidic in Sulz, — 's is doch egentlich Ihne Ihr eege Fleisch!“

„Se sin werlich zu gibig“, säch se do, „nee 's is Ihne Ihr's, — awer wann Se 's nit annerscht dhun: e Dhr un de Rissel schlag' ich Ihne nit ab.“

„Abgemacht, liewi Fraa Engel,“ säch jek mein Bedder, „bis morgo hot Se een Saurissel; des fehlt sich nit!“

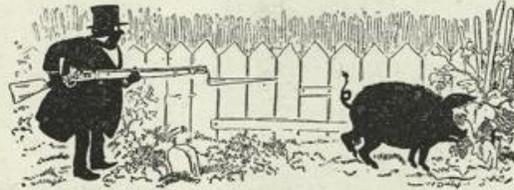
„Non, des soll mich recht fräe,“ säch se, „fehl mich Ihne Herr Rath!“

Mein Bedder awer hot schnell sein albi Kumißflint gebuht, eingedöht un hergericht, un Nachmiddags is er nausgezoge in der Fraa Engel ihr Rebhud, for um die Wildsau zu schieße.

Awer je näher er hinkummt, desdcho ängstlicher werd's'm um's Herz un wie er d'vorischdeht, denkt er:

„Ich weeh nit, so e Sau is e g'fährlich's Dhier; ich hab' schun oft g'hört, daß so e Luderwiedh manichsmol uf de Schitz losgeht, un — des wär m'r grad nit angenehm. Drum mein ich als, ich geh' nochemol heem un hol' m'r aach mein Bantenet, for um 's uf die Flint' zu schbede; d'rhernoochder haw' ich nix zu ferchte vun dere Sau, — ich hab' jo als Bergerweh'r - Feldwebel Bantenetfeste gelernt: die soll m'r nor kumme!“ Also

fehrt er nochemol un, holt d'rheem sein Bantenet un geht widder naus. Unnerwegs aber is 'm schun widder sein Herz in die Hoffe g'falle un er hot gedentt: „Jesses, wann ich's nor der Fraa Engel nit verschbroche hätt, die Sau zu schieße, — ich glaab', ich dhät sunscht noch emol umtehre!“



„Jek is die bescht Gelegenheit for mich: hinne beht tee Sau!“

schun lang nit mehr im Gemeenderath sikt — „an Sie hätt' ich e grokzi Bitt': dhäte Se m'r nit heit Middag mein zwee fleene Buwe hite, — ich möcht gern uf die Mundener*) Kerwe“, do säch er: „Ja warum dann nit, liewi Fraa Schnawel, — ich hab zwar aach uf die Kerwe wolle, awer wann Ihne e G'falle d'rmit g'schieht, so bleiw' ich d'rheem — mit 'm allergröschte Vergnieche!“ So is er e Kerl. Ich glaab', wann emol Gen's säm und dhät sage: „Viever Schnorwel, sei doch so gud und schderb' for mich“, er dhät aach d'ruf antworte: „Mit 'm gröschte Vergnieche!“ Er fann ewe keem Mensche nix abschlage.

Non des is recht gud un schön, awer was zu arg is, is zu arg, un emol hot'n sei überdrivene G'fälligkeit in große Schwulidäde bracht. Un des is so zugegange.

Am e schöne Morgo — 's werd jek e halb Jährche her fein, — do kummt d'r emol die Fraa Engel zu 'm, — sie is awer keener gewest un hätt' in dere Beziehung viel ehnder Deiwel g'heeße — die kloppt an un wie er „Herein!“ säch, so macht se die Dhir uf un säch: „Ach liewer Herr Nocher, neme Se's nit ungidig, — ich hätt e Bitt an Ihne!“

„So“, säch do mein Bedder ganz freindlich, „was hawwe Se dann for e Anliege, liewi Fraa Engel?“

„Ja denke Se nor, Herr Rath“, säch se do, „in mein

Rebhut drauße an der Schwesinger Landschtröf' is e Wildsau eingebroche, wo jek Alles verungenirt un sunscht aach 'n mördliche Schade macht. Jek möcht ich Sie halt bitte, Herr Rath, — dann Se sin jo 'n foraschirter Mann un sin aach emol Feldwebel bei der Birgerweh'r gewest, — daß Se emol 'naus gienge un dhäte des Malefizos schieße, dann sunscht is noch Alles taputt!“

„Ja warum dann it, liewi Fraa Engel“, säch do mein Bedder; „mit 'm allergröschte Vergnieche, wann ich Ihne 'n G'falle d'rmit dhun fann!“

„O Se sin gar zu gibig“, säch se do: „die Sau g'hört

*) Mundenheim, Dorf in der bairischen Pfalz, etwa eine Stunde von Mannheim entfernt.

Unner dene Gedanke kummt er drauße an, lad sein Flint', seht e Käpfele uf un — waart' noch e Bissel. Wie's awer nach und noch Sechse worre is, hot er gedentt: „Ja was: du fannsch nit do her schbedn, bis daß 's Nacht is, — in Gott'sname, jek gehsch emol nein, — wenn's Gott's Wille is, so is die Sau gar nit mehr do!“ Also macht er sich uf un laast vorsichtig de Weg nunner un guckt, die Flint' schußfertig in der Hand, ball rechts, ball links, ob er des Unthier nit uffschbiert.

So kummt er fascht bis an's End vun Rebhud un fangt schun an zu iwerlege, ob er sich des Reschtel nit liewer schenke un gleich umtehre sollt', do uf eenmol macht's grad vor'm „Din, — oin,“ — un wie er

voller Schrecke schüden bleibt und guckt: richtig, do schdeht des Viech vor'm, groß wie des Nilperd im Kaufmann seiner Menascherie, schdraibt sein schwarze Vorsche, guckt 'n ganz grümmig an un macht noch emol „Din, — oin!“

Jesses, was is mein guber Vedder do verschroffe: sein Knie haben'm gewaggelt, daß er saicht zu Bodde g'hunke wär, un die Händ' haben'm gezibbert, daß er um e Hoor de Schießbrichel hätt' falle losse. „Heiliger Sankt Huberdus,“ hot er im Schülle gebet, „helf' m'r glücklich aus der Noth: ich will jo aach for ganz gewiß nit mehr uf keen Jagd gehn!“ Die Sau awer is während-desse ganz ruhig g'schdanne un wie se siecht, daß mein Vedder sich nit riecht, denkt se: „Der dhut m'r nix!“ un macht sich ganz gemithlich an 'n Weinschod un fangt d'r an, een Draub nach dem annere runner zefresse un macht zwischenein als nor widder ganz vergniegt: „Din, — oin!“

Jez n'ie mein Vedder siecht, daß dere Sau nit einfallt, uf'n loszugehn, hot er widder Korasch getricht un er hot gedentt: „Wann ich for ganz gewiß wißt, daß ich se gut tresse dhät, so dhät ich 'r eens uf'brenne; so Wildsau laafe nit all Däg in de Gärde 'rum!“ So denkt er un — wart' halt als noch e Bissel. Uf een mol awer dreht sich mein Sau 'rum. Wie mein Vedder ihr Schwänzel siecht, denkt er: „Ach was, hochst jo friher uf'm Scheiweschdand so manichsmol uf hunnert Schritt ins Schwarz getroffen, jez werrecht doch uf zeh'n Schritt die groß schwarz Sau nit fehle, un zudem — jez is die bescht Gelegeheit for mich: hinne beißt tee Sau!“

So denkt er un nix wie ruf mit der Flint' an de Wade. Lang un bedächtigt zielt er, wie er awer dentt: „Jez haw' ich's Centrum — do macht er de Finger krumm, — „Bauff!“ macht's un „Din, oin — ooin!“ schreit mein Sau un schderzt; dann der Schuß is 'r hinne nein un vorne widder raus. Mein Vedder awer des zu sehe, hinzuschbringe un dem Viech noch zwee dreimol sein Pantenet dorch de Ranze zu schdoße, is Gens gewest. Do druf hin hot sich's dann nit mehr gemuckst: die Sau is hin gewest un manstodt.

Jez des Bläfir vun mein gude Vedder! daß er nit Luftschbring gemacht un Borzelbääm g'schlage hot, is Alles gewest. Am liebschte hätt' er die dobt Sau gleich uf de Buckel genumme un heemgedrage, awer des is halt doch nit möglich gewest; dann des Kieseviech hot verleicht seine sechthalb Zentner gewoge un er hätt' — ganz abg'sehe d'r von, daß des vor'n geweste Gemeenderath nit recht bassend gewest wär — sich die Sau unmöglich ganz allein uf de Buckel lade könne. Awer heemg'schafft hot se halt doch uf alle Fäll' werre misse un derentwege is er, was er hot renne könne, in die Schdadt gelosse, hot zwee Dienstmänner mit ere Tragbaar un eme Wägele angaschirt un widder nix, wie naus mit ene. Die haben'm dann, wie 's schon dunkel is, die Sau ufge-

lade — 's is e Mordsg'schäft gewest — un uf'm Wägele, mit'm Schrittlebber zugebedt, reing'fahre in die Schdadt un in sein Haus. Die zwee Keel hawe zieche misse wie die Karregaul', un g'schwigt hawe se, wie die Eisbäre in de Hundstäg; der Herr Rath hot sich awer aach nit lumbel losse un hot Jedem e Zwermarkschbidel gewe un e Budell Wein extra. „Dann“ — hot er g'sagt — „e Wildsau schießt mer nit alli Däg!“

Am annere Morge awer in aller Frih' hot er sein Megzder hole losse, for um die Sau ufzubreche, zu zerlege, zu siebe, zu salze un zu fulze. „Dann“ — hot er zu seiner Haushältern g'sagt — „Kathel, die Sau esse mir, mit Ausnahme vun der Fraa Engel ihrem Bissel un ihrem Ohr, ganz alleen: ich will mich emol nach Herzenslust an Schwarzwilbert verluschdiren!“ Wie awer der Megzder kummt un siecht die Sau, hot er de Kopp g'schiddelt: „Des soll e Wildsau sein?“ hot er g'sagt, — „des is keeni, Herr Rath!“

„Was?!“ sächt der, „was soll's denn sein? 's is doch aach keen Herfch!“

„Ne,“ sächt der Megzder, „keen Herfch is 's nit, awer derntwege doch noch lang teen Wildsau!“

„Keen Wildsau?!“ sächt do mein Vedder mit Lache, „ja for was sehe dann Sie 's d'rhermoochder an?“

„Des will ich Ihne sage,“ sächt der Megzder: „for e zahmi!“

„E zahmi?!“ kreischt jez mein Vedder grad naus, „warum nit gar? Se is doch ganz schwarz, also muß 's doch e Wildsau sein; dann mer heecht's jo Schwarzwilbert!“

Awer der Megzder hot gelacht un g'sagt: „Wann alli schwarze Sau Wildsau sein mißt, gäb's wenig zahme uf dere Welt: ich bleib' d'rbei, Herr, Rath 's is e zahmi!“

„Ach was!“ sächt jez mein Vedder ganz ärgerlich, „un ich bleib' d'rbei: 's is e wildi! For e Wildsau haw' ich

se g'schosse, un derntwege is 's aach eeni!“

„Kon,“ sächt do der Megzder, „mir is 's eens, forwas Sie's esse: ich hab's Ihne nor g'sagt, daß Se keen Unannehmlichkeete hawe solle!“

Do d'rmit macht er sich an sein G'schäft un e paar Schdud druf hot mein Vedder der Fraa Engel ihren Saurissel un ihr Ohr niwer g'schickt un aach noch 'n Schinke d'rzu gelegt, un 'n Gruf sage losse, un se möcht sichs recht gud schmede losse. Er selwer awer hot schon am zehne aus 'm Kessel raus e Knieche 'geffe und druf g'schwore, so guds Schwarzwild hätt' er seiner Lebtag noch nie verpieße. Un zum Middageffe hot's Sauertraut un e Ribbeschbidel gewe, un Dwends hot er e paar gude Freind eingelade zur Mehelsupp mit forfirtem Wildschweintopp un Schwarzwild in Schelleh. 'S hot ene brächtigt g'schmedt, dann se hawe des Säuche dichtig in Wein schwimme losse un Gener hot e Toascht ausgebracht un die dobt Wildsau lewe losse un de glückliche Schitz danewe.



Unterewegs schon trifft er die Dienstmänner, die Frau Engel zc.

So is 's noch e paar Däg lang fortgange un 's is een Freed un een Jubilo gewest im Haus vum Herr Rath Schnorwel. — aver uf eenmol is 's annerscht kumme. Ame schöne Morge nämlich, wie mein Bedder grad widder e Knieche vum seiner Wildsau verspeist, kummt der Amtsbott' un bringt 'm e Schreibe, daß er vorgelade sei. „Was Dunnerwedder“, denkt er do, wie er dem Bott den Empfang bescheinigt un 'm sein Drinkgeld gibt, „was is dann do los? Am End will mar mich gar widder in de Gemeenderath wähle, — des wär m'r noch schöner: neen, do werd nix draus, ich will mein Ruh' hawe!“

So denkt er, zieht sein Sunndagsrod an un geht halt vor Amt. Wie er aver do hinkummt, trifft er do aach die Fraa Engel, die zwee Dienstmänner, wo 'm die Sau 'reing'schafft hawe, sein Megzder, un außerdem de Herr Dwerförschter. „Poh Millione“, hot er do widder gedentt, „was soll dann jeh des bedeite? Ich will 'n Herjch werre, wann ich m'r erkläre kann, warum der Herr Dwerförschter so 'n Dienstkopp an mich hinmacht un nit emol for mein Gruß dankt, wo ich doch schon so e manch's Schebbele mit 'm im „Pälzer-Hof“ gepeht hab'!“

Wie er eso denkt, geht er zu der Fraa Engel hin un will sich ganz freindlich nach ihrem Kiffel erkundige. Die aver sacht ganz zornig: „Loffe Se mich in Ruh; Sie bringe mich in e schöni Batich, — des muß ich sage!“

„Was zum Dunnerwedder“, denkt jekt mein Bedder, „was hot dann die eefeldig Gans? Du fannsch mi geh loffe, du ald' Ribb!“

Do hot aver uf eenmol der Herr Amtmann die Sach in d'Hand g'numme, hot 'n ufgerufe un hot 'm eröffent, daß er uf Andrag vum Herr Dwerförschter in Anlagschband verjekt sei, weil er am Montag, den verzehnte dieses Monats, in der Fraa Engel ihrem Hebgud, an der Schwefinger Schosse, gewildert un e Wildsau g'schosse hätt', wie dorch die gleichfalls anwesende Zeige, Martin Schnell und Johann Moser, Dienstmänner dahier, beschädigt un erhowe worre sei. Er sollte derntwege nor eing'schdehe un Alles der Woehrheit gemäß berichte.

Jesses, was hot mein Bedder do 'n dumme Kopp gemacht! Er hot grad gemeent, er mißt in Bobde sinte, so hot er sich g'schämt. „Was“, — hot er getrische — „gewildert hätt' ich die Wildsau?! Uf Ehr und Seligkeit, Herr Amtmann, do dran haw' ich im Draam nit gedentt, denn die Fraa Engel is zu m'r kumme un hot mich gebitt', ich möcht' die Sau schieße —“

„Was hätt' ich?!“ kreischt do der Deiwel mit dem Engelsname, „ich hätt' des g'sagt? des is nit woehr, Herr Amtmann, — ich weech vun nix!“

„Waa—s!“ sacht jek mein Bedder un werd dodteblaß, „Sie wisse vun nix? Ein Sie dann nit bei m'r gewest

un hawe m'r verzählt, daß in Jhne Jhrem Hebgud e Wildsau wär, wo alles verungeniere dhät?!“

„Ja, des is woehr,“ sacht se do ganz kalt. „Un hawe Sie mich nit gebitt', ich möcht' doch nausgehn un möcht' se schieße?“

„Neen“, sacht se ganz erschdaunt, „do haw' ich keen Schderweswörtche d'r vun falle losse; — for ganz gewiß nit, neen, do hawe Se mich wahrscheinlich salich verschdanne: ich weech vun nix!“

„So“, kreischt der Herr Rath jek ganz withig, „do wisse Se jek nix d'r vun? Verleicht aach do d'r vun nit, daß Se g'sagt hawe, die g'schosse Sau dhät d'r hernoochder mein g'höre!“

„Neen“, lügt se do ganz frech weiter, „aach do d'r vun weech ich nix! Wie könnt ich dann so was sage? Ich kann doch nix herschente, was gar nit mein is!“

„So!“ kreischt jek der Schnorwel widder un werd alsefort withiger, „könne Se des nit, Sie — Sie — Sie verlogeni Person Sie!“

Do d'rmit hot er aver in e schöns Wespeneischt g'schoche;

dann die Engelin fahrt uf wie 'n Drache un kreischt „Herr Amtmann, sin Se so gud un nemme Se des zu Brodotoll, — des loß' ich m'r nit g'falle, daß mar mich Person heeßt: ich bin e ehrlich Bergetswittwe un keen Person, — verschdanne Herr Schnorwel? derntwege dhü ich klage gege Jhne, dann werre Se erfahre, was ich bin!“

So hot se noch e halwi Ewigkeit fortgetrische, bis endlich der Herr Amtmann zu'r g'sagt hot, sie sollt' jek schdill sein un sich ruhig verhalte: wann se klage wollt', so wär'n des

ihre Sache; aver jek d'hät des nit do herg'höre, un er dhät sich derntwege den Spedakel verbidde.

Do druf hin hot's dann Ruh gewe un der Herr Amtmann hot mein Bedder g'frot, ob er also zug'schdehn dhät, daß er gewildert un die g'schosse Wildsau verbodenerweiß' — wie der gleichfalls anwesende Megzder Valentin Schmidt bezeuge mißt — zu eegenem Nutz verwendet' hätt.

Do hot sich der Herr Rath hinnern Ohr gekrazt un hot g'sagt: „Ja freilich, Herr Amtmann, g'schdeh' ich des zu: ich hab se g'schosse, aver im gude Glaawe, daß mar des im Privat-Gegethum dhun derst', un ich hab' aach gemeent, die Sau dhät der Fraa Engel g'höre, un hab' se for mich verwendet, weil se mir se g'schentt hot —“

„Des is nit woehr, Herr Amtmann,“ kreischt do die Fraa Engelin widder d'r zwische, „glaawe Se 's nit: er lügt wie gedruckt, der Ehrabschneider, — ich weech nix d'r vun!“

Jek is aver der Amtmann aach bös worre un hot dere unverschämte Lügner g'sagt, wann se jek noch emol kreischdehät, ohne g'frot zu sein, so käm sie in's Loch. Do drufhin hot se dann endlich den Schnawl g'halte



„Die Fraa Engel hot mich gebitt, ich möcht die Sau schieße.“

Auch ein Hofant.

un der Amtmann hot zu mein Vedder g'sagt, 's wär 'm leed, - awer Untertuñiß des Gesezes köñnt ihn vor Gericht nit entschuldige, un derntwege mißt er nach Lage der Alte gege ihn entscheide un ihn, weil er nobdorisch e Wildsau g'schosse hätt', als Wildschütz verurtheile.

Do is awer glücklicherweiß' meim arme Vedder e Hedder in der Noth erschiene; dann der Megzder Schmidt is ufgetrete un hot g'sagt: „Mit Verlaab, Herr Amtmann, wann's erlaabt wär, so möcht ich m'r nor die Bemerkung erlaawe, daß der Herr Rath Schnorwel jr eegentlich doch keen Wildschütz is!“

„Wieso?“ frogt do der Herr Amtmann.

„For um 'n Wildschütz zu sein, muß doch Gener e Schidid Wild g'schosse have, — nit wöhr, Herr Amtmann?“

„Ja freilich“, sächt der, „awer der Thatbeschdand is jo funschdabirt; denn e Wildsau is doch ohne Zweifel e Schidid Wild odber e jagdbares Dhier!“

„Wann's awer keen Wildsau gewest wär“, sächt jek der brav Megzder, „jundern vielmehr e zahmi, — was dann?“

„Ja dann köñnt der Herr Schnorwel nadierlich nit als Wildschütz beschdroft werre!“ sächt der Amtmann.

„Non, wann des is“, sächt jek der Megzder, „so kann ich 'n Eid druf schwöre, daß die Sau, wo der Herr Schnorwel g'schosse hot, e ganz gewöhnlich zahmi Sau gewest is; ich hab's 'm gleich g'sagt, awer er hot m'r 's nit glaawe wolle.“

Jek is d'r dann e Gelächter entschdanne, wie 's vor Gericht nit oft vorkummt, un der Herr Amtmann hot mitgelacht, daß 'm die Lage übergelosse sin. Endlich aber sächt er, es dhät ihn free, wann sich die Sach so verhalte dhät; awer so forzer Hand dirft' er des nit glaawe, do d'r fir mihte erscht die Beweis geliefert werre.

„Herr Amtmann“, sächt jek der Megzder widder, „ich hab' in mein Leuwe schon so e manchi Sau unner de Händ g'hatt, un weeiß derntwege, was e zahmi un was e wildi is! Ich schwör druf, daß 's e zahmi gewest is.“

Non, um 's forz zu mache, die Sach hot sich richtig ufgeklärt, daß 's e zahmi gewest is; dann der Megzder hot g'schwore, un zudem hot e Rumision, die beim Herr Rath vorg'sunnene eing'salzene un eing'sulzte Schidider vun dere Sau gebrift un die Erklärung abgewe: 's wär ganz gewöhnlichs Schweinefleisch. Wie sich awer endlich aach noch e Rederauer Bauer g'funne un gemeld hot, daß 'm Dags vor dere unglückliche Jagd e Sau durchgebrennt wär, dere ihr Signaleman ganz genau uf die g'schosse gebast hot: do is der Herr Amtmann iverzeigt gewest un hot mein Vedder Schnorwel freig'schbroche. Nor dem Bauer hot er nadierlich sein Sau erstehe misse.

Er hot's geern gedhan un is vun Herze froh gewest, daß er noch eso d'r vun kumme is.

Seit d'rher loßt sich's awer der Herr Rath e Warnung sein, daß er nit immer gar so g'fällig gege die Leit is, b'sunnere gege die Weiber un teneer nix abschlage kann. Wann eene was vun 'm will, so iverlegt er sich's d'rerscht, ob 's 'm nit verleicht widder Schwulidäde vor Gericht mache köñnt, un erscht dann sächt er: „Mit 'm allergrößte Bergnieche!“



in vielgenannter Fürst, über dessen eigene Passionen mancherlei Anekdoten im Umlauf sind, wollte einmal von einem seiner Lustschlösser aus eine Tour in's Hochgebirge machen. Durchlaucht traute aber dem Wetter nicht und stellte deshalb an seinen Adjutanten, in den er alles Vertrauen setzte, die Frage, ob er glaube, daß das

Wetter in den nächsten Tagen ein günstiges sein werde.

„Durchlaucht halten zu Gnaden“ meinte dieser, „im Wetterprophezeien bin ich gerade nicht stark; allein ich habe gehört, da unten im Städtlein am See wohne ein alter Richter; der sei in dem Fache fix und im Stande, auf ein paar Tage hinaus das Wetter vorherzusagen.“ „So“, befahl der Fürst, „den dienstthuenden Kammerfourier hinunterschicken und fragen lassen.“

Solches geschah.

„So schauen's, Herr“ war die Antwort des wetterkundigen Richters, „am Schnürl hab i's grad net; aber wenn's morgen in der Früh wieder ankehr'n woll'n, will ich Ihnen sog'n, was i woas. Wann i prophezei'n will, so muß i vor Sonnenaufgang auf d'Wetteralm aufi steig'n, d'Wolk'n studiern und g'schau'n, wo der Herrgott her- und seine Heerschaar'n hinblö's'n.“

Am andern Morgen stellte sich der Kammerdiener rechtzeitig ein, um den Bescheid zu holen. Derselbe lautete: „Vermelden's Er. Durchlaucht, es Parablö kunnt z' Haus bleib'n — reg'nen wurd's scho wohl nit; aber an Schwoaß wird's kost'n und wann's ebe koa Freund vun Gletschwasser san, so nehmen's was G'scheidts z'Trinken mit.“

Der Ausflug fand statt und die Voraussage des alten Wettermannes traf buchstäblich ein: Herrliches Wetter, mühsamer Aufsteig, klare Aussicht und — unsäglicher Durst.

Durchlaucht waren ausnehmend zufrieden und schickten den Adjutanten in einem Kahn über den See zu dem juristischen Wetterfagen, um dem-

selben die allerhöchste Anerkennung auszusprechen und ihn zu fragen, ob er nicht irgend einen Wunsch thun wolle, dessen Erfüllung in der Macht des Serenissimus stehe.

„No“ sagte der Richter“ versezt will i nit werden; mir is's im Stadt'l am See grad fein gnua. Es Bier is scho e gut's da — e Boger'l im Knopfloch hab i au scho — also Herz was begehrt, und so a Wunschruth'n von a Weib hab i, Gott sei Dank, nit, also No, wann Seine Durchlaucht durchaus mir a Gnod'n erweis'n woll'n, so mögen's mich zu Höchsthrem Haushoflaubfrosch ernennen. Dann steig i jed'n Morg'n auf d'Alm. Mit ame guten Feldstecher können's vom Schloß aus dann seh'n, ob i's schwarz Regenjanderl, oder s' weiß Sonnenscheintücherl schwenk!“

Der Adjutant, der sich nicht wenig über die respektwidrige Antwort der alten Wetterfahne entsetzte, überbrachte dieselbe wortgetreu dem Fürsten, konnte aber dabei die Bemerkung nicht unterdrücken: nach seiner Meinung sollte man den frechen Laubfrosch für die unverschämte Antwort eine Zeitlang einspundeln, dann könnt' er von der Leiter prophezeien.

„Nein, nein, nicht meine Meinung! Der Laubfrosch soll nach Belieben frei herumhüpfen.“ sprach lachend der Fürst. Nein, wenn er eingesperrt, müßten wir für denselben auch noch einen Hof-Mudensfänger anstellen. Kostet zu viel Geld, lieber Oberst, viel zu viel Geld!“

€ Rheinschnook.

Mer solt's nit glaabe Seppel, was es vor Leit gibt — Schote und Rappelköpp, die ihr Nas' vergesse dhete, wenn se nit angewachse war. Du kennscht doch de Professor Zammelhöfer, den kleene, dicke, vorzige Knirps mit der goldene Brill?

„Se jo kenn ich en, es is der, der als in die Landkutsch in die Elfemeß kummt un die halwe Zigarre raacht.“

„Ebe grad der nemliche. Der kleen Vorzer schwimmt dir, wie en Bandoffelzappe, un dauche kann er dir, wie en Fischodder. Er macht aller-

hand Kunschtshicker im Wasser. Unner annere aach de „verzirnne Wassergott.“ Do schluppt er unner's Wasser, un wann er widder rauskummt, hot er sei lange Door immer's G'sicht rum hende, schperrt's Maul uf, wie e Haifisch, und macht dir Faxe, sag ich dir, Faxe, zum helle Hingeh'n.“

„Ich hab schon dervu g'hört. Im Summer soll er als mehr im Wasser, wie uf em Land sein — e wahr'i Wasserratt.“

„Also der Wasserprofesser kummt neulich emol in die Landkutsch, b'schtelt sich e Schnittche, zieht eeni vun seine halwe Zigarre raus un fangt ganz behäwig an zu ploße. Uf emol segt sei Nochbar zu n'em:

„Basse se uf, Herr Professor, sie hocke uf eme nasse Schtuhl — es droppt fermlich uf de Bobdem — sie kennte sich en Remadismus holer.“

„Wees der Deiwel, was des is — ich hab's die ganz Zeit schon g'schpiirt — es is mer eiskalt am Unnerleib. Die sollte doch die Schtuhl abdridle, in dere Landkutsch.“

Uf des schteht er uf un will sich en annere, druckene Schtuhl holer. Do segt sei Nochbar widder:

„Ja un Gotteswille, Herr Professor, wo kumme Sie dann her? Ihr Doffe sinn jo pudelnas — sie dropfe wie an Dachtraaf.“

Do befühlt sich der Herr Professor un guckt sich bedenklich an. Uf emol fahrter

mit de Hand dorch die Door:

„Herr Jesses“, kreischt er, „des kummt vun dem Gile; ich war uf der Schwimmschul, do haww ich e Bissel bressirt mit em Anzieche, weil ich en arge Dorcht verschirt hab un do — do haww ich — hol mich der Deiwel — vergesse, die Schwimhoffe auszuzieche!“

An die Verfasserin eines alemann. Gedichtes „Die Biene“.

Sües wie uffem kleene Tisch
's Imli's reine Hunig isch
— 's Blättli suser, Blüemli dra —
lacht mi eue Liedli a,
in der Stube chunts eim nit.
Tei, wo's Imli Stiefeli chaust,
in de Bluethe 's Chöpfli taust:
findt me so scharmanti Sache;
und e Gmüethli zart und guet
und e heitre Sinn und Mueth
Cha's zuem nette Liedli mache.

(Aus Gebel's ungedruckten Papieren.)



„Der Laubfrosch soll nach Belieben frei herumhüpfen.“